

Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft
= revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 1 (1996)

Buchbesprechung: Comptes-Rendus = Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BOHANNAN Paul. 1995. *How culture works*. New York: The free press. ix-217 p. ISBN 0-02-904505-3.

Aus einer mitteleuropäischen Perspektive erscheint ein Anthropologe, der ein Buch mit dem Titel *How Culture Works* verfasst, ausgesprochen kühn und vielleicht sogar anmassend. Paul Bohannan, der zwar in der britischen Tradition grossgeworden ist, aber als ehemaliger Präsident der AAA heute einer der Doyens der Disziplin in den USA ist, tut es. Er schreibt, wie Kultur funktioniert, liefert sozusagen einen *user's guide* für Experten in diesen Belangen, seine Berufskollegen, sowie für einen weiteren Kreis interessierter Laien und Betroffener, die wir in diesem Falle alle sind. Die Titel der Kapitel sind wie schon der Buchtitel im Wortsinn vielversprechend: «what culture does to society», «what culture change involves», «working with culture». Man kann ob der Unbefangenheit der Amerikaner in solchen Dingen manchmal durchaus neidisch werden, denn das vorliegende Buch scheint mir ein ausgesprochen amerikanisches zu sein, auch wenn die Tiv-Forschung der Bohannans der Traditionslinie der britischen Sozialanthropologie zugerechnet wird.

Am Anfang stehen, wie es sich bei einem solchen Unterfangen gehört, die ganz grundlegenden Dinge, die Rahmenbedingungen menschlicher Ordnungen (*matter, life*). In wenigen Zügen wird durch die Darstellung des hierarchisierten Verhältnisses von Materie (Physik), Leben (Biologie) und Kultur (Anthropologie) der Gegenstand der Disziplin in einem weiteren Universum verortet, und ein grosser Teil der oft

verqueren Debatte um «Natur» vs «Kultur» wird dabei souverän als Scheingefecht entlarvt. Kultur ist die grosse adaptive Leistung des als Tier der Natur zugehörigen Menschen, und wie Bohannan schön formuliert: «culture, although it cannot override animality, can stretch it and do funny things with it» (13). Die Antwort auf die Frage «why do we behave?» erfolgt wenig überraschend in behavioristischer Terminologie und führt zu einer Erörterung von Lerntheorien. Die soziale Welt wird, ausgehend von den elementarsten Beziehungen (Dyaden, Triaden, Gruppen, Netzwerke) und den grundlegenden sozialen Prinzipien, die die Menschen mit andern Teilen der Fauna gemeinsam haben (Dominanz, Verwandtschaft, Spezialisierung, Kooperation), erschlossen. Als spezifisch humane, i.e. kulturelle Bestände führt Bohannan anschliessend die folgenden Prinzipien ein: Kontrakt, Rolle, Ranking, Eigentum, Markt, Networking und Öffentlichkeit.

Besonders verdienstvoll an dem Werk erscheint mir der innovative Zugang zur Problematik des soziokulturellen Wandels. Auch hier wieder geht der Autor vom Elementaren aus. Kleinste Bestandteile soziokultureller Dynamik sind Handlungsresp. Ereignisketten als lineare «trajectories» und repetitive Zyklen. Bohannan vermeidet die Falle der beliebten Dichotomie statisch-dynamisch: «Culture changes by the same processes that make it work» (101). Dem Begriff «Turbulenz» kommt eine zentrale Rolle zu, sowohl für das alltägliche, durch Kontinuität geprägte Gesellschaftsleben als auch hinsichtlich Kontinuitätsbrüchen. «Pattern» und «turbulence» sind bei Bohannan nicht alternativ, sondern komplementär.

Manchmal wundert man sich, wenn man einem neuen Begriff be-

gegnet, warum dieser nicht schon längst geprägt und Teil des allgemeinen Vokabulars geworden ist. So ging es mir bei Bohannans Prägung «cultural trap». Als «cultural trap» bezeichnet werden unselige kulturelle Fixierungen auf Lösungen, die auf überholte Verhältnisse zugeschnitten waren und die Gemeinschaften daran hindern, angemessene Antworten auf die anstehenden Probleme zu finden. Tatsächlich sind derartige kulturelle Fallen, fatale Anachronismen, in vielen Gesellschaften unübersehbar, und die Folgen solcher kollektiver Zwangsvorstellungen sind für viel Leid auf der Welt verantwortlich. «Cultural traps» sind die kulturellen, menschengemachten Äquivalente zu den Katastrophen, die uns von der Natur zugefügt werden, ihre Grundlagen sind äusserst vielfältig, denn «any cultural virtue [...] may become a cultural trap» (125). Kulturelle Fallen, aus denen ein Ausweg nur mit grossem Aufwand gefunden werden kann, werden zu «lock-ins», und Bohannan zeigt an einer Reihe von Beispielen, wie solche Kulturen blockieren und verkrüppeln können.

Mit dem Gegenbegriff «cultural cusp» bezeichnet Bohannan die geläufiger wahrgenommene – von modernen Sozialwissenschaftlern aber zu Recht mit etwas spitzen Fingern behandelte – Erscheinung kultureller «Blüte». Höhepunkte kultureller Entfaltung können nicht wahrgenommen werden, ohne zu werten, und entsprechende Einschätzungen unterliegen heute einem starken Dünkel resp. Ethnozentrismus-Verdacht. Dennoch ist schwer zu übersehen, dass auch Kulturen und Gesellschaften oft Zyklen oder jedenfalls «Karrieren» (trajectories) durchlaufen, von denen einzelne Phasen durchaus als Blüzezeiten resp. als Tiefpunkte oder Durststrecken gewertet werden kön-

nen. Entgegen den Annahmen des gängigen blauäugigen Multikulturalismus sind nach Bohannan die Beziehungen zwischen Gruppen mit verschiedener Kultur inhärent konfliktiv resp. anspruchsvoll, da gegenseitige Ignoranz zu Missverständnissen führt und diese zu kultureller Dissonanz. In Zeiten rapiden Wandels kommt es zu kultureller Dissonanz auch zwischen den Generationen.

Im Prinzip bin ich für den Charme kauziger Begrifflichkeiten durchaus empfänglich, und «rubbish ancestor» vereinigt das Lächerliche und das Erhabene zu einer schönen komischen Figur, aber es ist mir ein Rätsel geblieben, auf welche Fragen das Modell der «rubbish theory», welches Bohannan anerkennend referiert, möglicherweise Antworten bereithielte. Dieser und andere Exkurse in etwas abseitige Gefilde der Gesellschaftstheorie kompensieren allenfalls für die eher spröden behavioristischen und sozialtechnologischen Ansätze, denen ebenfalls Raum gelassen wird. Die Vielfalt und der Reichtum von Bohannans theoretischem Fundus gehören aber ansonsten zu den Stärken des Buches. Bohannan behandelt Ideen und theoretische Ordnungen erforschend und dogmatisch, mit amerikanischer Nonchalance. Der Umgang mit verworfenen Ideen ist fair und unaufgeregt. Viele zentrale Fragen der Ethnologie in unserer Zeit werden aus einer innovativen Perspektive beleuchtet, und einigen üblicherweise übersehenen oder marginal abgehandelten Problematiken wird die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zuteil. Ein Buch, dem eine grosse Leserschaft zu wünschen ist.

Heinz Käufeler

FERGUSON R. Brian. 1995. *Yanomami warfare: a political history*. Santa Fe: School of american research press. 449 p. ISBN 0-933-452-38-1.

Ferguson unternimmt den Versuch, ausgehend von Regierungsberichten, Reisebeschreibungen und ethnographischen Daten die Geschichte der Yanomami der letzten 200 Jahre zu rekonstruieren mit dem Ziel, die zahlreichen Theorien über den Krieg bei den Yanomami zu überprüfen. Gemäss Ferguson ist der Krieg bei den Yanomami im wesentlichen das Resultat einer Konkurrenz um knappe Handelsgüter, d.h. um importierte Eisenwerkzeuge wie Macheten und Eisenäxte: Jede Gruppe kämpft um eine gute Position im regionalen Handelsnetz; sie versucht, besser gestellte Gruppen zu verdrängen und schlechter gestellte, aber ambitionierte Gruppen zu neutralisieren. Diese These, die er schon 1992 formulierte, entwickelt Ferguson im ersten Teil des vorliegenden Buches (8, 14). Im zweiten Teil behandelt Ferguson die ersten Kontakte der Yanomami mit den Protagonisten der kolonialen Expansion im 17. Jahrhundert: Beamte, Händler, Militärs, Missionare, aber vor allem Sklavenjäger. Die Sklavenjäger und ihre indianischen Helfer bedrängten die im Hinterland siedelnden Bevölkerungsgruppen, unter ihnen auch die Vorfahren der heutigen Yanomami. Diese zogen sich damals in unwegsame Hochlandgebiete (Parima- und Siapa-Hochland) zurück. Die Abnahme der Sklavenjagd in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Abschwächung des Einflusses der «Zivilisation» um 1800 und die demographische Auszehrung der im

Tiefland siedelnden Indianergruppen ermöglichten den Yanomami eine kriegerische Expansion in tiefer gelegene Gebiete (75). Ab Mitte des 19. Jahrhunderts drangen im Verlauf des Gummi-Booms viele *serengeiros* in das Stammesgebiet der Yanomami ein und gingen entlang der Flüsse ihrer Tätigkeit nach. Die Yanomami profitierten davon, indem sie für die Gummi-Zapfer arbeiteten, mit ihnen Handel trieben oder sie überfielen und ausraubten. Nach einem Höhepunkt zwischen 1903 und 1913 brach der Gummi-Boom nach 1920 zusammen, und der westliche Einfluss ging entsprechend zurück. Den Handel mit den Importwaren übernahmen wieder die Yekwana, die im Nordosten schon früher als Zwischenhändler agierten. Erst um 1950 nahm die Präsenz der «Zivilisation» wieder zu, diesmal aber weit stärker und nachhaltiger (343): Missionsstationen, Holzfirmen, Forscher und Regierungsposten machten den Yanomami westliche Güter zugänglich (194). Gleichzeitig verbreiteten sich auch Epidemien, die regional zu hohen Bevölkerungseinbrüchen führten. Nach diesem historischen Überblick folgt eine Darstellung der Geschichte des Kolonialkontaktes der diversen (sprachlichen) Untergruppierungen der Yanomami: der Sanema im Norden, der Ninam und Yanomam im Osten, und schliesslich der «Yanomamo» im Südwesten, mit denen sich Ferguson im dritten und grössten Teil beschäftigt.

Über diese im Orinoco/Mavaca-Gebiet siedelnden Yanomami sind wir durch die Monographien von Chagnon, Lizot und Schuster/Zerries sowie durch die Lebensbeschreibung von Elena Valerio (Biocca) besonders gut informiert. Ferguson verarbeitet eine erstaunliche Fülle von Material und situiert die Gruppen, Personen und Ereig-

nisse, die schon von den obengenannten Ethnographien her bekannt sind, in einen grösseren regionalen und historischen Kontext: die Dominanz von Mahekoto-teri um 1950, sein ausgedehntes Allianznetz mit den südlich siedelnden Namowi gegen feindliche Gruppen im Norden; die faktionellen Streitigkeiten innerhalb von Namowi, mit Fusiwe als Hauptperson, dessen Ermordung zur Spaltung und schliesslich zum Krieg führt; der Sieg der Namowi-teri (Patanowe-teri) gegen die Bisaasi-teri, die westwärts ziehen; ihre Niederlassung in der Nähe einer Missionsstation an der Boca Mavaca Ende der 50er Jahre, wo sie einen privilegierten Zugang zu Gütern erhalten und ein Allianznetz aufzubauen beginnen, während Mahekodo-teri langsam Gewicht und Alliierte verliert und in verschiedenen aufreibenden Kriegen geschwächt wird; die Annäherung von Bisaasi-teri und Patanowe-teri, die weiter östlich siedeln und vom Reichtum der Bisaasi-teri profitieren wollen, was von den Monou-teri – Verbündete der Bisaasi und Mittelsmänner im Handel mit den letzteren – jedoch hintertrieben wird; die Stärkung der regionalen Vormacht der Bisaasi und ihres Chefs, Kao-bawä, durch die Anwesenheit von Chagnon etc. Es ist hier nicht möglich, auf die Fülle und Differenziertheit des ethnographischen und historischen Materials einzugehen, das Ferguson über mehr als dreihundert Seiten ausbreitet. Sicher ist, dass ohne diese immense Sammlung von Datenmaterial eine zukünftige Beschäftigung mit den Yanomami nicht mehr möglich sein wird. Es gehört zu den Vorzügen dieses Buches, dass es auch andere Schlüsse zulässt als jene, die der Autor daraus zieht.

So etwa teile ich Fergusons kulturmaterialistische Theorie der infrastrukturellen Determination

keineswegs, die er in Anlehnung an M. Harris vertritt. Gemäss dieser Theorie erklären infrastrukturelle (ökonomisch-ökologische) Faktoren, weshalb es Kriege gibt; strukturelle Faktoren sind für die sozialen Muster des Krieges und den Zeitpunkt von Kriegen verantwortlich; und superstrukturelle Faktoren bestimmen die kognitiven Bedingungen der Entscheidungsprozesse von Akteuren (1990: 30f.).¹ Schon in einem früheren Artikel (1992: 224)² überraschte Ferguson mit der Behauptung, dass die Yanomami ohne Konkurrenz um importierte Handelswaren keinen Krieg führen würden, weil in diesem Fall die Lokalgruppen u.a. frei mobil und Allianzen nicht so unbeständig wären. Ferguson ignoriert jedoch die Tatsache, dass die Mobilität bei allen Schwendbauern mit hohen Kosten verbunden ist und Lokalgruppen deshalb immer territorial fixiert sind. Zudem sind Allianzen sehr oft unbeständig, vor allem und gerade dort, wo sie nicht zusätzlich durch aufwendigen Gabentausch verstärkt werden. Selbst wenn Handelsgüter (Eisenwerkzeuge) wirtschaftlich hoch geschätzt werden, ist «Handel» dennoch eine fragwürdige Bezeichnung, denn die Zirkulation dieser Güter folgt primär der Logik des politisch bedingten Gabentausches: Getauscht wird mit Alliierten oder mit Gruppen, die man als Verbündete gewinnen will; doch werden Allianz- und Tauschbeziehungen hauptsächlich durch Heiratsbeziehungen geschaffen, denn Frauen sind (und bleiben) die wertvollsten Tauschgüter (30f.). Tauschbeziehungen zwischen Alliierten sind indes immer konfliktiv (41): Oft entstehen erbitterte Streitigkeiten, die nicht selten zu einem Abbruch der Allianzbeziehung führen (1992: 210). Wie Ferguson selber anmerkt (ebd.: 221), spielt neben dem unterschiedlichen

Zugang zu Waren die Fähigkeit, Gewalt auszuüben, eine vielleicht noch entscheidendere Rolle. Die relative Verhandlungsmacht der Tauschpartner entscheidet, ob der Geber profitiert, indem er sich die Nehmer durch Grosszügigkeit verpflichtet, oder der Nehmer, wenn er dank militärischer Überlegenheit den anderen erpressen oder berauben kann. Wir finden hier die Logik der ambivalenten Annäherung zwischen Alliierten, an der, wie auch an der Tatsache des Krieges selber, die Art der gehandelten Güter nichts ändert.

Nach Ferguson ermöglicht ein privilegierter Zugang zu Handelsgütern nicht nur den Ausbau von Allianzbeziehungen, sondern steigert auch die militärische Stärke einer Gruppe: Da reiche Gruppen Brautdienst durch Brautgaben substituieren können, werden sowohl Schwiegersöhne als auch Söhne in der Gruppe gehalten, was letztlich grössere und stärkere Gruppen ergibt (32, 36, 162). Bei den Yanomami sind jedoch oft gerade ärmere Gruppen, die peripher leben und fast keine Eisenwerkzeuge besitzen, am grössten, weil sie stark sein müssen, um sich welche zu beschaffen (1992: 210 über die Schamatari). Reichere Gruppen müssen demgegenüber nicht gross sein, wenn sie unter dem Schutz von Missionaren bzw. Forschern stehen und/oder Schusswaffen besitzen. Sie werden aber von ärmeren Gruppen angegriffen, sofern sie diesen militärisch nicht Paroli bieten können. Sind reichere Gruppen auch militärisch stärker, werden ärmere Gruppen, die Importgüter wollen, einen asymmetrischen Allianzausch in Kauf nehmen müssen. Die Beziehung zwischen Warenbesitz, militärischer Macht, Kriegserfolg etc. bleibt indes ziemlich unklar. Es finden sich bei Ferguson diverse Beispiele, die kein einheitliches Bild ergeben: Die rei-

chen Iyewei-teri, die in der Nähe einer Missionsstation siedeln, führten keinen Krieg, weil sie – wie Ferguson meint – sowohl militärisch dominant als auch grosszügig mit anderen Gruppen waren (262ff.). Auch die Mahekoto-teri bildeten eine starke Gruppe, beherbergten eine Missionsstation und verteilten Güter an ihre Alliierten: dennoch waren sie ständig in Kriege verwickelt bzw. wurden angegriffen (251ff.). Ferguson erklärt dies mit dem Zusammenbruch des Allianznetzes infolge des Rückgangs der Warenzufuhr (280, 289). Wichtiger scheint indes die Tatsache, dass Mahekoto-teri, im Gegensatz zu Iyewei-teri, in einer Zweifrontensituation geschwächt wurde und sich deshalb auch ehemalige Verbündete von Krieg mehr versprachen als von einer Weiterführung der Allianz. Eine weitere Variante, die Ferguson nicht ausführlich diskutiert, ist Patanowe-teri, eine grosse und deshalb starke Gruppe, die keinen privilegierten Zugang zu westlichen Gütern hatte, aber dennoch Opfer erbitterter Angriffe von bis zu 20 kleineren Nachbargruppen wurde, gegen deren unkoordinierte Angriffe sie sich allerdings behaupteten konnte (vgl. Chagnon 1983). Es scheint somit keinen zwingenden Zusammenhang zwischen Besitz von Importgütern und Kriegserfolg zu geben. Allgemein gilt lediglich, dass eine Gruppe eine andere angreift, wenn sie stärker ist als der Gegner – oder dessen Erstarkung durch einen Präventivangriff verhindert werden soll – und wenn sie durch einen Krieg ihre Position zu verbessern erwartet. Dabei spielt nicht nur die militärische Stärke einer Gruppe, sondern auch die Anzahl ihrer Alliierten sowie die strategische Konstellation eine Rolle, in der sich die Siedlung befindet.

Nach Ferguson führt allerdings

nicht jeder, sondern nur ein plötzlicher und räumlich ungleich verteilter Influx von westlichen Handelsgütern zu Krieg (195, 201). Dagegen ist einzuwenden, dass wir in Zeiten schwacher westlicher Präsenz wohl keine Kriegsmeldungen haben; wir wissen also nicht, ob es tatsächlich keinen Krieg gegeben hat oder bloss die Berichterstatter fehlten. In Regionen, in denen nirgends Handelsgüter erhältlich waren, habe es ebenfalls keine Kriege gegeben, meint Ferguson weiter, so etwa im Süden (Siapa) und im Osten (Parima 157, 272). Ferguson zeigt zwar, dass die wichtigsten Bevölkerungsblöcke der Yanomami westwärts wanderten, an die Flüsse und in die Nähe der Missions- und Regierungsstationen (194), und dass diese Migration nicht nur aufgrund von Push- (Flucht vor Feinden), sondern auch von Pull-effekten (Attraktion von Eisenwerkzeugen und Handelsgütern) erfolgte (200). Die These kann aber nicht ausgeschlossen werden, dass im Osten und Süden weniger Krieg geführt wurde, weil dort die Siedlungsdichten niedriger waren als weiter westlich. Wenn Eisenwerkzeuge hauptsächlich wirtschaftliche Bedeutung gehabt hätten, wäre überdies nicht zu verstehen, weshalb die Konkurrenz um Güter und die Intensität des Krieges mit dem Rückzug der Weissen und einer Verknappung der Handelsgüter abnahm (200). Dies wird nur verständlich, wenn es sich bei diesen «Handelsgütern» letztlich um politische Güter handelt, die sich in Allianzen und letztlich militärische Stärke investieren lassen und deren Verteilung der Logik eines kriegerischen Nullsummenspiels um militärische Macht folgt.

Die Liste der Fragen und kritischen Einwände könnte beliebig verlängert werden. Doch schmälert es das Verdienst von Fergusons

detailreicher und spannender Arbeit keineswegs, dass sie nicht die ultimative Erklärung des Krieges bei den Yanomami liefert.

Jürg Helbling

¹ FERGUSON R. Brian. 1992. «A savage encounter», in: R. Brian FERGUSON, Neil L. WHITEHEAD (eds), *War in the tribal zone*, p. 199-227. Santa Fe: School of american research.

² FERGUSON R. Brian. 1990. «Explaining war», in: Jonathan HAAS (ed.), *The anthropology of war*. Cambridge: Cambridge University press.

HERITIER Françoise. 1996. *Masculin / féminin: la pensée de la différence*. Paris: Odile Jacob. 332 p. ISBN 2-7381-0338-3.

A défaut de pouvoir saisir rationnellement les fondements de la domination masculine (la hiérarchie constitue une différence, telle que celle entre les sexes, en [dé]valorisation), on peut toujours chercher à comprendre les mécanismes, voire les raisons de la construction hiérarchique. C'est à une telle démarche que s'est attachée F. Héritier en écrivant et publiant divers articles, aujourd'hui recueillis dans le livre *Masculin / féminin: la pensée de la différence*. Son but ? Exposer, rendre visibles des croyances en des caractérisations propres aux deux sexes afin de rompre avec la «permanence aveugle» qui rend impensée l'adhésion à un tel système de pensée et, partant, d'actes. C'est ainsi à un véritable «déchiffrement de choses obscures, enfouies» (p. 12) que l'auteure nous invite. Pour cela, elle a recours à de nombreux exemples ethnologiques tirés de ses propres recherches de terrain (chez les Samo vivant au Burkina-Faso) ou de celles d'autres anthropologues.

C'est tout d'abord au domaine théorique de la parenté que F. Héritier s'attache. Définissant ce qu'elle nomme la «valence différentielle des sexes» comme un «rapport conceptuel orienté, sinon toujours hiérarchique, entre le masculin et le féminin» (p. 24), elle la place parmi les trois «piliers» de la famille et de la société mis en évidence par C. Lévi-Strauss (répartition sexuelle des tâches, prohibition de l'inceste / obligation exogamique, instauration d'une forme reconnue d'union). Mesurant l'écart qui sépare les lois naturelles

de l'espèce et les systèmes de parenté (pour ces derniers, les sociétés humaines font preuve de plus ou moins grande autonomie par rapport aux premières en donnant un caractère social parfois fort éloigné de la réalité biologique à des relations telles que filiation ou consanguinité), elle analyse les choix de structures effectués à partir des possibilités logiques de combinaisons offertes par ce substrat biologique. Elle démontre en résumé que «[t]ous les systèmes terminologiques de parenté disent quelque chose qui pourrait être formulé de la façon suivante: le rapport hommes/femmes et/ou aînés/cadets peut être transposé dans le rapport parents/enfants» (p. 67).

Le corps étant la matière première du symbolique, F. Héritier analyse ensuite logiquement les pivots de la construction sociale du genre que sont la fécondité, la stérilité et le statut des humeurs du corps. Son apport est à ce niveau fort constructif et intéressant: elle se penche tour à tour sur l'interdit portant, notamment chez les Samo, sur les rapports sexuels après la naissance, interdit qui renvoie à un véritable système explicatif lié à l'opposition dualiste chaud/froid; puis sur les représentations de la stérilité, qui est toujours entendue au féminin (méconnaissance de l'existence d'une stérilité masculine spécifique dans l'essentiel de la littérature ethnologique); sur la genèse du sperme et du sang et de leurs rapports, questionnements qui débouchent, dans les diverses sociétés, sur des théories de la personne plus ou moins élaborées; enfin sur la «mécanique des fluides» qui explique l'état fiévreux de l'enfant au sein.

L'auteure s'attache également à la description d'*images culturelles fortes de la masculinité et de la féminité*: tout d'abord les représentations archaïques de la masculinité (moitiés d'homme vue de profil, pieds dé-

chaussés, sauteurs à cloche-pied) qui, au terme de l'analyse, semblent symboliser l'intensification de la force (pro)créatrice; puis la construction du genre vue à travers le thème de la détermination du sexe (les monstres hybrides qu'on trouve chez Aristote sont notamment opposés au système inuit qui veut que le genre et l'identité soient dissociés du sexe); enfin les figures du célibat à travers ses différences de perception selon qu'il est pratiqué par les hommes ou par les femmes.

Le contrôle et l'appropriation par les hommes (êtres masculins s'entend) de la fécondité constitue un élément important de la réflexion de F. Héritier. Notons que si ce thème a déjà été débattu et documenté depuis longtemps par les féministes (ce à quoi elle ne fait nullement mention), un pas de plus est franchi ici à l'aide de l'analyse de la symbolisation du corps et de ses substances. F. Héritier montre en effet qu'au cœur des rapports sociaux de sexe se trouve une inégalité, due au fait que la perte de substance (sperme, sang) ne touche pas les individus de la même manière. L'élément fondamental de la valence différentielle des sexes se grefferait donc autour de la possibilité ou de la non-possibilité de la maîtrise de cette perte.

Finalement, l'auteure prolonge sa réflexion par l'analyse des représentations modernes liées aux techniques de procréation médicalement assistée, représentations qu'elle contraste avec celles en vigueur dans diverses sociétés: principes de filiation entre droit à la vie et droit de donner la vie.

La forme du recueil d'articles est devenue fréquente, tel un phénomène de mode. Malgré certains points négatifs (éclatement du traitement ou manque de liens, répétitions internes, manque de développement ou d'approfondissement voire de

conclusion) que l'on trouve en partie dans ce livre, ce genre d'ouvrages présente aussi des avantages, ne serait-ce que celui de faciliter l'accès à des articles qui restent sinon épargnés voire introuvables.

Le sujet abordé ici par F. Héritier est fondamental mais souvent marginalisé dans la réflexion scientifique. Longtemps occulté, souvent raillé, il commence à peine à obtenir ses lettres de noblesse (notons qu'il est aujourd'hui encore peu fréquent de trouver des livres sur le sujet dans la recherche francophone, l'essentiel provenant d'ailleurs dans ce cas du Québec). On pourrait cependant reprocher à l'auteure d'aborder la question de la différence entre les sexes, la manière de la penser, de la représenter, sur un mode «mineur». Sachant le terrain partiellement miné, elle semble chercher à parer tout danger de rejet provenant du monde académique en se tenant à l'écart des courants issus de la réflexion féministe, pourtant essentielle et constitutive de ce domaine. Malgré cette prudence un peu exagérée, la matière présentée, bien documentée et argumentée, aboutit à un résultat constructif et convaincant.

Séverine Rey

MARSCHALL Wolfgang (Hg.). 1995. *Menschen und Märkte: wirtschaftliche Integration im Hochland Südsumatras* [Berner Sumatra-Forschungen Bd. I]. Berlin: Dietrich Reimer Verlag. 364 S., 40 Abb. ISBN 3-496-02570-0.

Vor zehn Jahren, 1986, begann mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Bern ein ethnologisches Forschungsprojekt, an dem unter der Leitung von Professor Wolfgang Marschall sechs Doktoranden beteiligt waren. Ziel des Projekts war die Erforschung der Marktsysteme im Hochland von Rejang-LeLong in der Provinz Bengkulu in Südwestsumatra. Die Ergebnisse werden in der Reihe «Berner Sumatra-Forschungen» veröffentlicht; vier davon sind 1995 erschienen. Neben dem hier besprochenen Band geht es dabei um die folgenden Beiträge:

1. *Aufstieg und Fall der Pasirah* von Michele Galizia, eine Analyse der Strategien von lokalen Persönlichkeiten und Beamten, die zur Kolonialzeit die temporäre Machtentfaltung einer einheimischen «feudalen» Führungsschicht ermöglicht haben;
2. *From Upland to Irrigated Rice* von Jürg Schneider, eine Studie zur politisch geförderten Entwicklung und Intensivierung einer Nasereis- und cash crop-Ökonomie in einer ursprünglich weitgehend selbstversorgenden swidden - Produktionsweise;
3. *Tausch und Geld in Zentralsumatra* von Heinrich Peter Znoj, eine Untersuchung über den Wandel von sozial verpflichtenden, «nichtliquidierenden» zu staatlich eingebetteten, «liquidierenden» Transaktionsformen, durchgeführt anhand von Fallstudien sozio-ökonomischer und kultureller Prozesse in ethnogra-

phisch bisher teilweise kaum bekannten nördlichen, marktperipheren Regionen des Forschungsgebiets. Angekündigt sind ferner *Händlerinnen, Goldgräber und Staatsbeamte; Sozialgeschichte einer Kleinstadt im Hochland Südwestsumatras* von Simone Prodollet und *Waldeister und Reisseelen in Südwestsumatra; die Revitalisierung von Ritualen zur Erhaltung der komplementären Produktion* von Thomas Psota.

Die thematische Reichweite der Ergebnisse ist also wesentlich breiter als das ursprüngliche Forschungsziel. Dass dieses jedoch mehr bedeutete als einen losen Deckmantel, zeigt der vorliegende gemeinschaftliche Band der Projektteilnehmer. Marschall schildert in seiner theoretischen Einführung im ersten Kapitel, wie regelmässige Teamdiskussionen vor, während und nach den Feldforschungsperioden dazu beitrugen, relevante Begriffe zu klären und Querverbindungen aufzuzeigen. In *Menschen und Märkte*, das dem engeren Thema gewidmet ist, kommt der innere Zusammenhang und der gegenseitige Ergänzungsgehalt der verschiedenen Beiträge denn auch deutlicher zum Ausdruck, als dies sonst in Sammelbänden üblich ist.

Psota und Znoj beschreiben im zweiten Kapitel die Geographie und die vorkoloniale Geschichte der beiden Hochtäler von Rejang Lebong, dem Siedlungsgebiet des Volkes der Rejang. Galizia schildert anschliessend die Entwicklungen seit der kolonialen Einverleibung der Region um die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts mit der Etablierung einer lokalen Herrscherschicht, dem kurzfristigen Goldrausch um die Jahrhundertwende, den neuen Siedlungsstrukturen im Zusammenhang mit der allmählichen Erschliessung für den Verkehr, der Intensivierung und Kommerzialisierung der Landwirtschaft und der damit verbunde-

nen Gründung zentraler Märkte. Die Geschichte und der Vergleich dieser Märkte und der beiden wichtigsten Marktorte ist das Thema des von Prodolliet und Schneider verfassten vierten Kapitels. Anschliessend beschreiben Galizia und Prodolliet die ergänzende Rolle der zahlreichen fluktuierenden Wochenmärkte, in denen regional produzierte Güter und lokal konsumierte Produkte zusammengeführt werden und die im Zug der besseren Verbindungen und der zunehmenden Monetarisierung des Gebiets trotz steigender Konkurrenz durch direkte Vermarktungskanäle immer noch laufend neu gegründet werden.

Dass die Monetarisierungstendenzen sich auch in marktperipheren Situationen immer mehr durchsetzen, ist das Thema des sechsten Kapitels von Znoj und Psota. In den Regionen, die für den Transport noch kaum erschlossen und nur zu Fuss erreichbar sind, geht es den sozial stark integrierten Dörfern, die bisher der herkömmlichen, auf Selbstversorgung ausgerichteten Ökonomie treu geblieben sind, wirtschaftlich am besten. Trotzdem konstatieren die Autoren auch hier eine – teils staatlich propagierte – Tendenz zur Marktintegration. Sie führt zu einseitiger Produktion für den Verkauf, hat aber wegen des damit verbundenen Risikos und der hohen Transportkosten nicht selten schuldknechtartige Abhängigkeiten zur Folge. Die Rolle räumlich bedingter Unterschiede im Untersuchungsgebiet wird ergänzt, so Znoj im siebten Kapitel, durch spezifische Begleiterscheinungen ethnischer Verschiedenheit. Bei den autochthonen Rejang spielt selbst in stark marktorientierten Gruppen die nichtmonetäre Auffassung von «Schuld» als einer Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft immer noch eine gewisse Rolle und

erschwert die Akkumulation von Kapital. Geld wird je nach seiner Herkunft und Bestimmung verschiedenartig bewertet und kann je nach dem sozialen Kontext ein Instrument für gegenseitige Hilfeleistungen bilden oder zu einem bleibenden Abhängigkeitsverhältnis führen. Von hier führt dann eine Entwicklung zur bürokratischen Kapitalappropriation im indonesischen Staat. Bei den nicht agrarischen Angehörigen eingewanderter Gruppen wie den Minangkabau und Chinesen dagegen herrscht die Konzeption von «Schuld» im Sinne von Kredit vor; ethnisch exklusive Kreditnetzwerke und davon abhängige Unternehmen befinden sich in ihren Händen.

An diese zum Teil mit einer starken theoretischen Komponente unterbauten Kapitel schliessen sich im zweiten Teil des Bandes einige Fallstudien an. Prodolliet beschreibt die Tätigkeiten «fliegender Händlerinnen», die ihre teils selbst produzierten Waren von Haus zu Haus anbieten. Anhand einer Typologie zeigt sie, wie dabei von einem Netzwerk persönlicher Beziehungen profitiert wird und welche Rolle Sonderangebote oder den Märkten fremde Zahlungserleichterungen spielen. Das neunte Kapitel ist der «subjektiven Dimension» gewidmet. Anna Bally schildert darin auf einfühlsame Weise ihre Erfahrungen mit zwei sehr verschiedenartigen Händlerinnenexistenzen, einer verwitweten Marktfrau und einer jungen Angehörigen der chinesischen Minderheit.

Im zehnten Kapitel geht Psota auf verschiedene kleinbetriebliche und unternehmerische Produktionsstrategien ein, die mit dem Kaffeeanbau verbunden sind; dieser bedeckt heute grosse Teile der alten Bergreisfelder. Durch die grossen Preisfluktuationen führt dies zu beträchtlichen Risiken und steigender Marktab-

hängigkeit. Ähnlich verhält es sich mit zwei anderen *cash crops*, Tabak und Ingwer. Schneider zeigt, dass Tabak ursprünglich in Kombination mit Bergreis angebaut wurde und dabei gegenüber dem Kaffee den Vorteil einer kurzfristigeren Einnahmegarantie besass. Mit der Abnahme des Bergreisanbaus verlor er jedoch an Bedeutung zugunsten von Gewächsen wie Ingwer, der direkt in neuen Brandrodungsfeldern gepflanzt wird und für den modernere, kapitalintensivere Vermarktungsmethoden bestehen. Mit einer Analyse der Zucht von Fischen als der weitaus wichtigsten Eiweissquelle beschliesst Znoj die Reihe der Beiträge. Durch den Rückgang der natürlichen Bestände und den Bevölkerungszuwachs hat die ursprüngliche Produktion von frischem und geräucherter Wildfisch relativ stark an Bedeutung eingebüsst zugunsten der neuen, saisongebundenen Karpfenzucht auf abgeernteten Nassreisfeldern. Diese lässt sich vorteilhaft in die Subsistenzwirtschaft einbauen, besitzt durch die verbesserten Verkehrsverhältnisse aber auch ein günstiges und risikoarmes Vermarktungspotential.

«Menschen und Märkte» liest sich als eine Einheit. Das Buch eröffnet nicht nur neue Einblicke in eine bisher wenig untersuchte Region Indonesiens, sondern liefert auch fruchtbare Beiträge zur allgemeinen Diskussion über Markttheorien. Dass trotz vieler Querverweise gelegentliche Wiederholungen stehengeblieben sind, fällt dabei kaum ins Gewicht. Der Art des Themas entsprechend werden manchmal einige Empfehlungen zur Regionalplanung gegeben; hier hätte man sich vielleicht etwas mehr Systematik und Ausführlichkeit gewünscht. Auf den Karten vermisst man manche Ortsbezeichnungen oder findet sie in abweichender Schreibweise.

Im durchwegs gut lesbaren Stil fällt einem im Ausland Tätigen ein gewisser, letztlich doch nicht konsequent durchzuhaltender Übereifer nach *political correctness* auf: Auf einem Dutzend Zeilen (S. 75) erfährt man von «Besucherinnen und Besuchern», «Händlerinnen und Händlern» und «Konsumentinnen und Konsumenten» auf dem Markt, wo aber merkwürdigerweise nur «Kunden» angelockt werden sollen. «Vertreter und Vertreterinnen der politischen Ökonomie» (S. 142) sowie «Geographinnen und Geographen» (S. 131) haben zum Wohl von «Lesern und Leserinnen» (S. 210) darüber geschrieben. Wirkt die implizite, aber hier doch wohl recht überflüssige Befürchtung von Missverständnissen auf die Dauer nicht eher kontraproduktiv?

Aber dies sind Nebensachen. Ein Gruppenunternehmen wie die Berner Sumatra-Forschungen gehört gegenwärtig zu den Seltenheiten in der Ethnologie. Notwendigerweise erfordert es Kompromisse zwischen persönlichem Interessensgebiet und der gemeinsamen Zielsetzung. Umso mehr muss man das Team und seinen Leiter zu der Ausgewogenheit dieses inhaltsreichen Bandes beglückwünschen.

Reimar Schefold

NARBY Jeremy. 1995. *Le serpent cosmique, l'ADN et les origines du savoir*. Genève: Georg Editeur. 236 p. (Terra Magna). ISBN 2-8257-0495-4.

Ce livre ne plaira pas à tout le monde; en tout cas pas aux anthropologues ni aux historiens des religions cultivant une vision exclusivement rationnelle de leur domaine d'étude; probablement pas non plus à ceux des biologistes et des chimistes pour qui il ne saurait y avoir de science qu'expérimentale. En effet, à l'opinion commune selon laquelle le savoir botanique des Indiens des forêts amazoniennes est de nature empirique, produit du «hasard et de la nécessité», voire de l'instinct de conservation, Jeremy Narby oppose la thèse d'une connaissance «révélée» de nature holistique, thèse forgée notamment au contact des Ashaninka de la forêt péruvienne.

En dépit d'un titre et d'une couverture évocant plus les fantasmes des tenants du *New Age* que la pensée d'un esprit méthodique, l'ouvrage de Narby m'a pourtant conquis par la rigueur de sa démarche sur un terrain aussi glissant, ainsi que par le sérieux qu'il met à développer des notions que peu de ses collègues seront prêts à accepter. Comment, en effet, faire passer l'idée qu'une connaissance proprement scientifique – et vérifiée par son efficacité – puisse être acquise à travers les visions provoquées par l'absorption systématique d'une mixture hallucinogène telle que *l'ayahuasca*?

«Les gens semblaient considérer les visions provoquées par les plantes hallucinogènes aussi "réelles", sinon plus, que la réalité ordinaire que nous percevons tous», remarque l'auteur (p. 27-28). Fort de cette

constatation, il s'engage à appliquer le conseil sibyllin de son «consultant principal» Carlos Perez Shuma («Regarde la forme») à son étude des phénomènes et des mécanismes en jeu. Or la forme principale qu'il observe lors d'une «séance hallucinatoire» est celle de deux énormes serpents fluorescents et entrelacés qui, force est de le constater, offrent des similarités troublantes avec d'innombrables représentations d'ophidiens mythiques dans les cultures les plus diverses; il suffit de se référer à l'article «Serpent» du *Dictionnaire des symboles* pour s'en convaincre. D'où la conviction que l'information fournie par les visions provient, «non de l'intérieur du cerveau humain, comme le veut le point de vue scientifique, mais du monde extérieur des plantes, comme l'affirment les Indiens» (p. 57).

N'étant ni américainiste – je n'ai jamais traversé l'Atlantique! – ni spécialiste du chamanisme, encore moins généticien, je suis certainement peu qualifié pour juger de la validité des conclusions de l'auteur sur la relation entre les visions des *ayahuasqueros* asháninka et l'ADN en tant que sources de connaissances à la fois externes (objectives) et internes (subjectives). Mais elles me séduisent, d'autant plus qu'elles viennent confirmer certaines observations personnelles faites dans des domaines comparables lors de séjours en Inde et en Indonésie.

Narby nous incite à réviser nos jugements d'intellectuels occidentaux de cette fin de 20e siècle à la lumière des enseignements des autres civilisations. A la suite de Bourdieu, il nous exhorte à «objectiver notre relation objectivante à l'objet» et à «prendre conscience de notre regard». Se référant aux travaux de Mircea Eliade, il nous propose par exemple de remettre en question notre définition actuelle du chama-

nisme, notant de façon pertinente que «l'analyse académique du chamanisme sera toujours l'étude rationnelle de l'irrationnel, c'est-à-dire un contre-sens ou un cul-de-sac» (p. 24). On peut hélas prévoir que, comme d'autres avant lui, Narby et ses thèses seront effectivement rejetés par les tenants de l'académisme dominant – et ceci quel que soit le bien fondé de ses critiques – dans la mesure où il met en cause les prémisses mêmes de leur exclusivisme scientifique.

L'anthropocentrisme, l'humanisme, le matérialisme, le rationalisme, l'évolutionnisme..., tous ces postulats des sciences humaines ne seraient-ils pas en définitive autant de dogmes, inapplicables à l'appréhension de réalités qui en contredisent les principes, mais commodes dans la mesure où ils se vérifient mutuellement et, insidieusement, dès lors qu'ils permettent de justifier toutes les formes du néocolonialisme de l'homme blanc sur l'ensemble de la planète (intellectuel, économique, politique...). C'est à ce genre d'interrogations que le *Serpent cosmique* nous incite, ce qui est, me semble-t-il, déjà une raison suffisante de lire attentivement cet ouvrage passionnant!

Laurent Aubert

NEVEU Catherine. 1993. *Communauté, nationalité et citoyenneté. De l'autre côté du miroir: les Bangladeshis de Londres*. Paris: Karthala. 399 p. (Hommes et sociétés). ISBN 2-86537-424-6.

NEVEU Catherine (dir.). 1995. *Nations, frontières et immigration en Europe*. Paris: CIEMI/L'Harmattan. 249 p. (Migrations et changements; 40). ISBN 2-7384-3248-4.

Par le jeu d'interrogations en miroir qu'elle présente, la recherche de Catherine Neveu me paraît exemplaire. Elle est au cœur d'une anthropologie de l'immigration qui ne se confine pas à une étude de l'insertion dans le pays d'accueil et propose une réflexion globale sur les rapports entre nationalité, citoyenneté et ambivalence des sentiments d'adhésion à une collectivité. Catherine Neveu part d'un questionnement sur l'immigration en France et poursuit sa réflexion par une enquête très fouillée sur les Bangladeshis de Londres, sur leurs perceptions du pays d'origine ainsi que sur les réseaux qu'ils ont établis entre la Grande-Bretagne et le Bangladesh. Elle se rend ensuite à Sylhet, la région d'origine des Bangladeshis qu'elle a étudiés. Elle termine son enquête en s'interrogeant à nouveau sur l'immigration en France, notamment à travers la perception qu'en a un groupe de jeunes femmes bangladeshies en visite à Paris.

Les Bangladeshis étudiés résident à Spitalfields dans l'arrondissement de Tower Hamlets, un espace plus ou moins bien délimité, séparé de la City de Londres tout en demeurant proche. Dans cet East End d'origine ouvrière, l'anthropologue a multiplié les points d'observation: rencontres avec les Bangladeshis et des Anglais

(les White) au Montefiore Center (un grand centre de quartier), participation à des réunions du Parti travailliste où siègent des Bangladeshis, discussion avec les responsables de la municipalité et de diverses associations, entretiens dans des écoles et dans des maisons de retraite, organisation de cours de broderie et de tricot pour les femmes bangladeshies, etc. Les White du quartier sont à la fois en concurrence avec les Bangladeshis (notamment en ce qui concerne l'aide au logement) et soucieux de ne pas apparaître comme racistes: ils souhaitent véhiculer une image d'un quartier habitué à l'immigration (huguenote, juive, irlandaise) où règne une cohabitation harmonieuse. Le quartier est ressenti comme un territoire investi affectivement par les White tandis qu'il est perçu comme un «simple» espace de relations par les Bangladeshis (du moins ceux de la «première génération»). Par ailleurs, les White s'identifient à la fois à l'espace local et à l'espace national anglais.

Les Bangladeshis, quant à eux, sont sujets britanniques et jouissent de la pleine reconnaissance des droits civiques en Grande-Bretagne, mais ils ne possèdent pas le passeport de ce pays. Leur rapport à la nation est surtout instrumental: ils souhaiteraient obtenir ce passeport (les *british legs*) pour pouvoir circuler librement. De façon générale, les Bangladeshis prennent appui sur leur identité d'origine pour mieux s'insérer dans le pays d'accueil, par exemple pour se voir faciliter un accès plus complet à l'ensemble des services offerts par l'État (logements, services sociaux, formation).

L'identification à un espace d'origine, un espace de contacts et de références est caractéristique des «immigrés de la première génération». Surnommés les «Londonis» par les habitants de Sylhet, ces immigrés de la «première génération» ont

tissé de nombreux liens entre la Grande-Bretagne et le Bangladesh. Ils établissent d'importants réseaux de relations, notamment commerciales, entre Londres et Sylhet. Ils arrivent également à intervenir dans la vie politique bangladaise. Pour eux, la reconnaissance sociale doit surtout provenir de la parenté et de leurs pairs demeurés au Bangladesh. Un élément de démonstration de leur richesse peut se lire dans la construction de maisons qui résument à elles seules toute l'ambiguïté de leurs itinéraires: les maisons sont bâties avec le matériel de la région mais peintes de façon à faire croire qu'elles sont construites en briques comme maintes demeures anglaises.

L'identification à un espace national est caractéristique des «immigrés de la deuxième génération» (les enfants, parfois nés en Grande-Bretagne, de ceux qui ont émigré du Bangladesh). Ces «immigrés de la deuxième génération» apprennent par exemple le bengali et non pas le sylehti, ils sont attachés aux phases révolutionnaires de l'histoire du pays et s'intéressent à la culture bengalie, en particulier sa poésie. Malgré la forte pression de la parenté restée au Bangladesh, la plupart des membres de cette «deuxième génération» souhaite faire leur vie en Grande-Bretagne et n'acceptent de séjourner au Bangladesh que le temps des vacances.

Dans *Nations, frontières et immigration en Europe* (1995), livre dont elle a assumé la direction, C. Neveu présente diverses contributions qui enrichissent la réflexion sur la migration au niveau géographique et/ou conceptuel. Dans l'ordre de leur apparition dans l'ouvrage, on peut lire une analyse de:

- Laura Bado sur le «racisme» en Italie et les débats qu'a suscité le renvoi des réfugiés albanais gardés dans le stade de Bari en août 1991 (p. 35-48);

- Rinus Penninx sur le multiculturalisme dans la société néerlandaise (p. 49-85);

- Marco Martiniello sur les relations entre autochtones («Belges de souche») et immigrés à Bruxelles (p. 87-110);

- Ellie Vasta sur le multiculturalisme australien (p. 111-142);

- Noro Räthzel sur les représentations de la nation et de la nationalité en Allemagne à différents moments de son histoire et selon les divers types de discours qui sont tenus sur la scène politique (p. 143-171);

- Ann Dummet sur les concepts associés à la nationalité dans différents pays de la communauté européenne (p. 173-185);

- Jacqueline Costa-Lascoux sur le traitement des différences culturelles et les pratiques de discrimination qui s'y associent ou non (p. 187-208);

- Patrick Gonin et J.-P. Renard sur les rapports Nord-Sud examinés à partir de deux exemples : le premier traite des relations établies de part et d'autres de la frontière qui sépare les États-Unis du Mexique; le second concerne les populations originaires de l'Afrique de l'Ouest vivant en France mais participant à l'organisation de projets de développement dans leurs régions d'origine (p. 209-238);

- René Gallissot conclut l'ouvrage par une postface sur les diasporas post-coloniales.

Dans sa propre contribution, C. Neveu (p. 17-34) poursuit sa réflexion sur les processus d'identification et le concept d'ethnicité. Tout en contextualisant ses comparaisons, elle montre par exemple qu'en Grande-Bretagne le plein accès aux droits civiques est conçu comme un tremplin favorisant l'apprentissage politique et l'insertion dans le pays de résidence, au moins sur le plan local. En France (mais on pourrait également procéder à une compa-

raison avec la Suisse), ces mêmes droits sont généralement considérés comme l'aboutissement d'un processus d'intégration, voire comme une récompense. Les autorités françaises hésitent également à séparer le plein accès à la citoyenneté de la naturalisation et à reconnaître officiellement des groupes ethniques parce qu'elles craignent d'accentuer la différence entre étrangers et non-étrangers et de susciter ainsi plus de manifestations de xénophobie et de racisme. Il convient de souligner les dangers d'une utilisation administrative et juridique du concept d'ethnicité. Même bien intentionnée à l'égard des immigrés, cette utilisation comporte le risque d'identifier les individus aux normes et aux valeurs d'une collectivité ou d'une communauté (qui ne sont de surcroît que rarement homogènes) et de limiter leur champ d'appartenance et de références. On peut néanmoins retenir, comme le propose C. Neveu, que la réactivation des liens ethniques et l'aide apportée aux collectivités intermédiaires favorisent l'insertion dans le pays d'accueil, voire les pratiques de résidences alternées entre région d'origine et pays d'immigration.

La thèse d'un «problème» de l'immigration dû, en-deçà ou au-delà des questions d'intégration socio-économique, à une crise des repères idéologiques en Europe (Neveu 1993) ou encore à un «délitement du tissu social» (1995 : 17) me paraît en revanche plus discutable. La question de l'affaiblissement réel ou supposé des liens sociaux et des institutions mérite une discussion plus approfondie. A cette condition seulement, les recherches sur le phénomène migratoire permettraient un dernier jeu de miroir, une réflexion en retour sur la société d'immigration, celle dont est généralement issu le chercheur.

Laurence Ossipow

POUTIGNAT Philippe et STREIFF-FENART Jocelyne. 1995. *Théories de l'ethnicité* (suivi de: *Les groupes ethniques et leurs frontières* par Fredrik BARTH). Paris: PUF. 270 p. ISBN 2-13-046627-3.

Les recherches françaises (peut-être serait-il préférable de dire en langue française) font un usage parcimonieux de la notion d'ethnicité, alors que le concept jouit d'une belle notoriété dans le monde anglo-saxon depuis bientôt trente ans. D'après Philippe Poutignat et Jocelyne Streiff-Fenart (dorénavant PSF), cette différence tient autant à une tradition académique peu portée à étudier les relations interethniques et le problème des minorités, qu'à certaines réticences manifestées parmi ceux qui travaillent sur ces questions et pensent, comme Claudine Schnapper, que la notion «typiquement américaine» d'ethnicité n'est pas transposable, sans examen préalable, à l'analyse de la situation française (p.17; p.189). Prenant ce type d'opinion pour cible de leur critique, les auteurs entendent démontrer la nécessité du paradigme théorique de l'ethnicité pour renouveler la teneur du débat sur l'immigration et poser «les bases d'une interrogation véritablement sociologique sur les phénomènes inter-ethniques dans la France contemporaine» (p.18).

Selon eux, l'erreur classique à éviter est celle de réduire cette notion à un modèle de gestion politique des populations immigrées en faisant «dériver de l'opposition idéologique entre le modèle de l'assimilation et le modèle du pluralisme ethnique une opposition sociologique entre «théories» de l'assimilation et de l'ethnicité» (p. 190). Car, PSF l'énoncent

clairement: «La notion d'ethnicité telle qu'elle a été forgée (...) par la communauté scientifique de langue anglaise consiste largement, non pas à attester l'existence des groupes ethniques, mais à poser cette existence comme problématique» (p. 17). Il s'agit en conséquence de persuader leurs compatriotes que «Théoriser l'ethnicité (...) ne revient pas à fonder le pluralisme ethnique comme modèle d'organisation socio-politique, mais à examiner les modalités selon lesquelles une vision du monde "ethnique" est rendue pertinente pour les acteurs» (p. 17). Plus précisément, dans le cas qui les occupe, l'enjeu est de rendre compte du décalage croissant qui existe entre les catégories juridiques françaises, se résument à l'opposition entre «Français» et «Etrangers», et les catégories qui opèrent réellement dans les rapports sociaux (p.16).

La rhétorique déployée dans les parties introductory et conclusive de l'ouvrage reprend sous différentes formes les arguments résumés ci-dessus. Elle situe clairement l'objectif poursuivi par PSF dans le contexte politique et idéologique qui prévaut dans la France d'aujourd'hui, mais fournit d'emblée à l'ethnologue suisse d'intéressants éléments de comparaison qui, moyennant certains aménagements intellectuels, se révèlent pertinents pour l'appréhension de son propre contexte national. Cette impression de «convertibilité» va se renforcer en lisant la suite de l'ouvrage.

Celui-ci se compose de deux sections distinctes. Les 200 premières pages, sont consacrées à une présentation détaillée de ce que les auteurs ont regroupé sous l'appellation générique *théories de l'ethnicité*. Elles sont suivies d'une annexe proposant une traduction française (par Jacqueline Bardolph et les auteurs) de l'introduction de Fredrik Barth (1969) au

livre collectif dont il fut l'éditeur: *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference*. Bergen/Oslo: Universitet-forlaget; Londres: George Allen et Unwin, p. 9-38.

La parution française (enfin!) de ce texte fondateur, le plus cité parmi tous les écrits sur la question, est significative de l'orientation théorique adoptée dans le reste de l'ouvrage. Barth y est présenté avec l'importance qui lui revient. Les points forts mais également les aspects les plus controversés des thèses défendues dans son introduction sont résumés et examinés de manière suffisamment circonstanciée pour faire office de mise en perspective des théories organisationnalistes de l'anthropologue norvégien.

L'approche barthienne de l'ethnicité ne constitue toutefois qu'un point de référence (certes crucial) parmi un ensemble d'autres théories qui sont distinguées au chapitre IV. Mais, qu'en est-il de l'organisation et du contenu global du livre?

Six chapitres subdivisés en sous-chapitres en constituent le plan d'ensemble.

Expliquant pourquoi sa traduction est d'un usage récent dans la littérature scientifique de langue française, PSF, dans leur chapitre initial, retracent les origines du terme *ethnicity* en anglais. L'itinéraire qu'ils proposent va des premières occurrences attestées du mot, dans les années quarante, aux tentatives de conceptualisation qui, trente ans plus tard, ont marqué un tournant de l'anthropologie anglo-saxonne. Résumant les grandes lignes du contexte politico-historique qui a conditionné l'émergence de ce nouveau paradigme théorique, PSF rappellent que si les conceptions objectivistes et subjectivistes se sont d'emblée opposées, la dimension universelle du phénomène ethnique et la vertu

heuristique du concept d'*ethnicity* ont, quant à eux, obtenu dès cette époque une très large audience, tant chez les sociologues intéressés à la question des migrations que parmi les anthropologues travaillant sur les sociétés traditionnelles.

La partie liminaire du deuxième chapitre est consacrée aux idées du siècle dernier, dans l'intention de démontrer que «dès son invention (...) la notion d'ethnicité se trouve mêlée à d'autres notions connexes, celles de peuple, de race ou de nation avec lesquelles elle entretient des rapports ambigus dont on trouve la trace dans les débats contemporains.» (p. 34). C'est pour PSF l'occasion de remonter aux théories de Vacher de Lapouge, créateur du vocable d'«ethnie», de Renan et de Max Weber. Ce retour en arrière permet de constater que les définitions objectives et subjectives de l'appartenance à une communauté (ethnique ou nationale) se sont côtoyées, bien souvent sous la plume d'un même auteur, dès leurs tentatives de formulation initiales. Il nous remet également en mémoire le conseil de Weber d'abandonner le concept d'ethnie, «fourre-tout» qui «se volatilise lorsque l'on tente de le cerner avec précision».

PSF s'interrogent ensuite sur la persistance des confusions qui existent entre les notions de race et d'ethnie (ce mot pouvant fonctionner comme euphémisation du mot *race*), confusions qui contribuent selon eux à expliquer la mauvaise image de ce terme en France. Ils s'efforcent plus loin de débrouiller les liens qui rapprochent et distinguent les concepts d'ethnie et d'ethnicité d'un certain nombre de théories de la nation et du nationalisme (Hobsbawm, Gellner, Connor, Balibar, Armstrong, Smith). Intéressante mais quelque peu touffue, cette section aborde de nombreuses questions essentielles com-

me celle des relations existant entre État, nation et peuple; la modernité de la notion politique de nation et les difficultés à définir son contenu; les idées de «nations potentielles» et de «nations authentiques»; la question de «la continuité» entre ethnies et nation ou encore le danger pour la recherche de se fonder sur le discours nationaliste. On peut regretter le peu de place accordée aux idées de Benedict Anderson, qui apparaît dans une courte note, et l'absence de Paul Brass et d'Elie Kedourie, le second, sans doute jugé trop ancien, y compris de la bibliographie.

Le début du chapitre III, *Qu'est-ce qu'un groupe ethnique?*, retrace les aspirations comparatives de ceux qui comme Murdock (ou plus tard Naroll et son concept tant critiqué de *cult unit*) nourrissaient le projet de réaliser l'inventaire systématique des groupes ethniques de par le monde. S'appuyant sur les critiques canoniques de Barth, Moerman et Leach, PSF exposent les incohérences de cette approche objectiviste de mise en fichier, fondée sur l'idée d'isolat. Ils rappellent que la recherche d'une définition opérationnelle pour accomplir cette tâche s'est toutefois révélée stimulante pour l'élaboration des théories développées ultérieurement. PSF examinent ensuite les conceptions de la sociologie urbaine américaine des années soixante, selon lesquelles les immigrants de différentes provenances sont autant d'*ethnics* en voie d'assimilation. Ces conceptions, bâties sur la vision du creuset culturel américain, ont fait l'objet de multiples critiques. Les théories qui en prennent le contre-pied mettent en avant la résistance des groupes ethniques d'origine au processus d'uniformisation pensé comme inéluctable et l'émergence d'identités ethniques distinctives basées sur l'expérience de la vie aux USA. Renaissance

ethnique, processus d'ethnicisation, pluralisme culturel et structurel constituent les maîtres-mots des approches qui prennent corps (la plus célèbre étant sans doute celle de Glazer et Moynihan) et des débats qui animent la scène américaine de cette époque. L'ethnicité devenant une identité positivement valorisée, il s'agit dès lors, sur le plan politique, de reconnaître la contribution des héritages culturels des groupes minoritaires et de voir dans cette reconnaissance des *hyphenated-groups* l'essence même de l'américanité et la base d'une participation à la vie politique et sociale. Dans les dictionnaires, le terme perd sa connotation d'archaïsme (groupes nationaux d'origine étrangère) pour devenir une forme d'organisation propre aux sociétés modernes. Son caractère universel est fortement affirmé, alors que les anthropologues commencent parallèlement à démontrer l'influence du jeu colonial dans la création des dénominations ethniques.

Dans leur quatrième chapitre, PSF proposent une typologie des différentes théories de l'ethnicité. Cet essai de systématisation, appuyé sur un grand nombre de définitions, met en évidence la diversité des approches et fournit de précieux repères. L'étiquetage des chercheurs s'avère parfois malaisé. Après avoir discuté et sous-spécifié les conceptions primordialiste, socio-biologique, instrumentaliste (et mobilisationniste), néo-marxiste et néo-culturelle, PSF décident par exemple, non sans avoir insisté sur l'aspect multiforme de sa pensée, de classer Barth parmi les interactionnistes.

Dans une remarque conclusive, ils signalent que la très abondante littérature qui anime les débats depuis les années 70, « n'a pas véritablement à ce jour permis de dégager une théorie générale de l'ethnicité»

(p. 132) et ceci malgré l'«apparent accord théorique conquis contre le primordialisme» (p.133).

Guidés au chapitre V par l'idée que «Les recherches contemporaines sur l'ethnicité, au-delà de leurs divergences, reposent sur une base minimale d'acquis théoriques issus de la critique générale du point de vue primordialiste» (p. 134), PSF dégagent tout d'abord deux points qui selon eux font l'unanimité des chercheurs:

- le caractère relationnel plutôt qu'essentiel des identités ethniques;

- le caractère dynamique plutôt que statique de l'ethnicité.

Ils traitent ensuite sous forme d'oppositions binaires certains sujets de désaccord qui alimentent les controverses actuelles concernant la nature de l'ethnicité. La discussion porte successivement sur: l'ethnicité vue comme phénomène politique *vs* processus symbolique, la réhabilitation du culturel compte tenu de l'opposition entre substance et situation, la liberté accordée aux acteurs dans la détermination de leurs rôles et statuts ethniques suivant la dichotomie contrainte *vs* choix, les conceptions qui envisagent l'ethnicité, soit comme un mode d'identification contingent, soit comme une donnée irréductible du comportement humain.

Le sixième chapitre, tout aussi passionnant, mérite d'être lu en continuité avec le précédent. Il débute par une définition «minimale» de l'ethnicité (de type barthienne) qui synthétise quatre questions clés: l'attribution catégorielle, les frontières ethniques, l'origine commune et la notion de saillance. Le domaine de recherche auquel renvoie chacune d'elles est présenté avec une précision qui rend manifestes leurs interrelations.

Ces deux derniers chapitres m'apparaissent les plus fondamen-

taux dans l'optique d'une opérationnalisation du concept d'ethnicité. Conçus comme un état des lieux, ils fournissent à l'ethnologue des réflexions consistantes susceptibles d'armer sa démarche.

De manière générale, le livre de PSF présente un bon équilibre entre réflexions méthodologiques et épistémologiques, illustrations ethnographiques émanant de nombreuses sources et ouvertures sur la recherche. Il offre une base de documentation variée et étendue sur le domaine de l'ethnicité, il est de plus construit de façon à jouer le rôle d'un outil de travail très appréciable. Notons toutefois que si le découpage de l'ouvrage permet une lecture transversale, l'accès à certaines informations, reliées mais dispersées, aurait été facilité par l'adjonction d'un index des matières et des noms propres. Certaines répétitions qui émaillent le livre (est-ce le fait que derrière PSF se dissimulent P/S-F?) auraient également pu être évitées. S'agissant bien souvent de reformulations qui précisent, clarifient ou développent un propos énoncé ailleurs, il aurait été avantageux de regrouper le tout dans un raisonnement plus compact. Mais ce ne sont là que bagatelles en regard de la qualité argumentative de l'ouvrage.

Une ultime observation est peut-être plus apte à relancer le débat là où le situent souvent les auteurs du livre. Selon eux, même si «la question du primordialisme (Kallen, Shils, Geertz) est (...) loin d'être réglée sur le fond» (p. 101), la critique de cette conception «reste, jusqu'à nos jours, un point de départ obligé pour toute réélaboration théorique de la notion d'ethnicité» (p. 96). Cette affirmation me paraît quelque peu excessive compte tenu de la place prépondérante occupée par les approches constructivistes dans les sciences sociales d'aujourd'hui. Le

fait que les raisonnements de sens commun et les pratiques sociales ordinaires soient communément fondés sur des prémisses de type substantialiste me semble constituer en revanche la pierre d'achoppement des ethnologues s'attachant à modéliser l'ethnicité. PSF esquisSENT à cet égard quelques pistes qu'il faudra creuser.

Jean-Luc Alber

RIESE Berthold. 1995. *Die Maya. Geschichte, Kultur, Religion.* München: Verlag C.H. Beck (Beck'sche Reihe, 2026: C.H. Beck Wissen). 144 S., 11 Abb., 2 Tabellen, 5 Karten. ISBN 3-406-39826-X.

Bei dem vorliegenden Taschenbuch handelt es sich um eine flüssig geschriebene, konzentrierte und doch sehr übersichtliche Einführung in die Geschichte, Kultur und Religion der Maya. Viele wichtige Fragen werden in dem handlichen Band berührt und zeugen vom hohen Kenntnisstand des Verfassers. Berthold Riese ist Professor für Ethnologie an der Universität Bonn. Er hat seit vielen Jahren an den Maya-Stätten archäologisch und epigraphisch gearbeitet und insbesondere auch in den Archiv- und Sprachquellen der Maya geforscht.

Die ersten zwei Abschnitte des ersten Kapitels befassen sich mit der «Welt und Umwelt» sowie der «Entdeckung und Erforschung» der Maya. Aus dem zweiten geht hervor, dass zuverlässige Berichte über Lage und Beschaffenheit von Maya-Ruinen erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Europa bekannt wurden, insbesondere aber durch die Reisen des Amerikaners John Lloyd Stephens und des englischen Architekten Frederick Catherwood (1839–1841) und die nachfolgenden Publikationen der beiden Genannten. Danach setzte die Zeit der fotografischen Erfassung der Ruinenstätten ein. Hier nennt der Verfasser Namen wie Désiré Charnay (um 1860), Alfred Percival Maudslay und Teobert Maler. Die Aufnahmen Maudslays und Malers haben Riese zufolge ihren hohen Wert als Dokumentationen bis heute behalten;

beide Mayanisten opferten ihr persönliches Vermögen für ihre Arbeit.

Im 20. Jahrhundert wurde die Mayaforschung institutionalisiert. Große Ausgrabungskampagnen des Peabody-Museums, Harvard University, und der Carnegie-Institution in Washington setzten ein und bestimmten für lange Zeit das wissenschaftliche Bild der Maya-Kultur(en). Erst als es in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gelang, die Maya-Schrift zu entschlüsseln, traten die Ergebnisse der archäologischen Feldarbeit zugunsten der neuen, sich rasch folgenden Ergebnisse der Schriftforschung (Epigraphik) zurück. Voraussetzung dafür war ein umfassender Paradigmawechsel, der mit den Namen J. Eric S. Thompson, Yuri Knorozov, Heinrich Berlin, Tatiana Proskouriakoff, Floyd Lounsbury und vielen weiteren verbunden ist (Michael D. Coe hat der wechselvollen Geschichte um die Entzifferung der Maya-Schrift ein ganzes Buch gewidmet.).

Im zweiten Kapitel («Eine Gesellschaft formiert sich») werden Ergebnisse der Siedlungsarchäologie und der Sprachforschung dargestellt. So kommen Fragen des olmekischen und des nacholmekischen Einflusses, der mesoamerikanischen Traditionen als eines umfassenden Rahmens und der Stellung der Maya-Schrift in historischer Perspektive zur Sprache. Dass sich die Maya-Kultur voll in den durch die mesoamerikanischen Traditionen gegebenen Rahmen einfügt, erklärt sich nicht zuletzt durch die überragende Bedeutung der olmekischen Kultur, die die Grundlagen sowohl für die sogenannten Mexikanischen Kulturen als auch für die Maya-Kultur(en) bildete (monumentale Architektur und Steinplastik, Kalenderwesen, Ballspiel, Ansätze zur Bildung von Staaten u. a. m.).

Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser die Zeit der klassischen Blüte der Maya-Kultur; sie beginnt im 3. Jahrhundert n. Chr. und endet im 9. Jahrhundert n. Chr. Riese setzt sich hier mit der Frage nach den Gründen des sogenannten «Hiatus» auseinander, d.h. des Fehlens von Maya-Inschriften während einer Zeit von rund 75 Jahren (535 bis 610 n. Chr.). Vermutet wird vielfach, dass dieses Fehlen von Inschriften durch eine schwere Krise bewirkt wurde, die zuerst Teotihuacán erfasste und anschließend die von Teotihuacán dominierten Maya-Gebiete wie etwa Tikal, Yaxhá oder Uaxactún. Worauf die Vormachtstellung Teotihuacáns beruhte, ist zur Zeit noch nicht ganz geklärt. Man vermutet eine militärische Dominanz Teotihuacáns, die zur Kontrolle bedeutender Fernhandelsrouten sowie wichtiger Rohstoffe (z. B. Obsidian) führte. Nach 610 n. Chr. ist der Einfluss Teotihuacáns erloschen. Riese behandelt sodann die Verhältnisse spätklassischer Stadtstaaten im Tiefland und hierbei auch Fragen der Arbeitsteilung bzw. politisch-sozialer und ständischer Differenzierung (Bauern, Gelehrte, Adel, Rituale, Totenkult, interne Struktur des Adels).

Einen Schwerpunkt der Darstellung bildet das vierte Kapitel, das der Geschichte bedeutender Maya-Dynastien gewidmet ist. Hier fließen eigene Forschungen des Verfassers ein. Geschildert werden die wechselvollen Geschicke der Dynastien von Tikal, Yaxchilán, Copán und Palenque. Der Verfasser erwähnt in der Einleitung, dass «erst die letzten 30 Jahre intensiver Forschung [...] uns ihre Hieroglyphentexte und ihre Bildwerke so entschlüsselt [haben], dass [...] konkrete Einblicke in die Herrscherhäuser mit den Namen, ihren Lebensdaten und Taten» (7) gegeben werden kön-

nen. Im letzten Abschnitt des vierten Kapitels («politische Geographie») erwähnt der Verfasser, dass «nicht nur Kriege, sondern auch dynastische Heiraten ein Mittel der Maya-Politik» (97) waren. Er schreibt: «Wir sind über etwa ebenso viele dynastische Heiraten und friedliche Besuche informiert wie über Kriege. Und dabei schliessen sich diese Formen der Kontaktnahme nicht aus. So wie Naranjo, Tikal und Caracol sich bekriegten, so heirateten sie auch untereinander» (97).

Den Abschluss des Bandes bilden die Kapitel 5 und 6. Sie beschreiben den Niedergang, die Neuorientierung im Nachklassikum und das Ende der von den Maya selbst-bestimmten Geschichte. Literaturhinweise und Quellenverzeichnis sowie Register dienen dem Interessierten zur Vertiefung der gewonnenen Einsichten.

Gerhard Baer

SAHLINS Marshall. 1995. *How «natives» think: about Captain Cook, for example*. Chicago: University press. x-318 p. ISBN 0 226 73368 8.

Il y a quelques années, j'ai tenté de discuter avec un chercheur maori du projet d'anthropologie historique élaboré par Marshall Sahlins au sujet des sociétés polynésiennes. Réaction de mon interlocuteur: «Sahlins? Mais enfin, il est fou!» Inutile d'ajouter qu'il n'y a pas eu discussion. Une attitude semblable, tout aussi «politiquement correcte» à l'égard de l'anthropologie fille de l'impérialisme, peut être décelée chez certains spécialistes de Hawaï en Europe, si l'on songe à la controverse qui a opposé Sahlins à un groupe de chercheurs danois¹ ou encore à J. Friedman² au sujet de Makahiki et de l'apothéose du capitaine Cook. Plus récemment, un ouvrage fort bien reçu par le public (et récompensé par un prix académique) a proposé un nouveau traitement d'une critique que l'on pourrait qualifier de tiers-mondiste: dans *The apotheosis of Captain Cook*³, le Sri Lankais Gananath Obeyesekere argumente, en gros, que les Hawaïens étaient trop rationnels et pragmatiques pour confondre un capitaine anglais avec une de leurs divinités. Et on arrive à l'ouvrage en discussion ici: *How «natives» think* est la réponse de Sahlins à Obeyesekere, voire à l'ensemble de ses détracteurs – et quelle réponse!

A la lecture, on se demande parfois quel conflit de convictions, quelle antipathie personnelle peut bien se cacher derrière ce véritable règlement de compte: *How «natives» think* démolit coup par coup, souvent avec une ironie tranchante, non seulement l'«interprétation de re-

change» au sujet de la mort de Cook avancée par Obeyesekere, mais encore ses facultés de chercheur. Ainsi, Sahlins voit dans l'ouvrage d'Obeyesekere «a veritable manual of sophistical and historiographical fallacies» (p.191). *How «natives» think* est donc un livre violent, un «pamphlet» dans les termes mêmes de son auteur (p. ix); n'empêche, je l'ai lu d'un trait, presque dévoré [...] parce que c'est aussi un livre brillant.

Pour Sahlins, l'enjeu est double. Tout d'abord, il est ethnographique: Obeyesekere méconnaît l'histoire et la culture hawaïenne pour argumenter l'impossibilité de l'apothéose de Cook; celle-ci ne serait qu'une invention de l'Européen, une fabrication de l'idéologie impérialiste. D'autre part, en vertu de son «autochtonie» en tant que Sri Lankais, il pense avoir accès «de l'intérieur», pour ainsi dire, au mode de pensée des Polynésiens – contrairement à Sahlins, éternellement rélegué dans la position d'un «outsider-anthropologist».

Mais l'enjeu est aussi théorique, dépassant largement le cadre de Hawaï, voire des études océanistes: ce qui est en cause ici, c'est la notion même de rationalité. L'envergure de la controverse tient à deux aspects surtout. Du point de vue des personnalités en jeu, il faut relever qu'Obeyesekere base sa critique sur une mauvaise lecture des travaux de Sahlins, attribuant à celui-ci la position de la «reproduction stéréotypique» (expression forgée initialement par M. Godelier) dont Sahlins s'est servi en réalité pour critiquer l'a-historisme des structuralistes.

Plus généralement, c'est le fait qu'Obeyesekere attribue aux Hawaïens autochtones une *Zweckrationalität* («practical rationality») proprement bourgeoise et occidentale, qui répugne à Sahlins, à la fois comme méthode et comme épistémologie (en fait, pour Sahlins elle

revient à une anti-anthropologie; p. 151). Relevant, par exemple, qu'Obeyesekere recourt fréquemment à des phrases du genre «it is hard to believe that» ou «it is puzzling that», Sahlins affirme: «The clear function of this persistent rhetorical appeal is to substitute our good sense for theirs, more precisely our rationality for their culture» (p. 118). Ou encore: «He [Obeyesekere] would give the "natives" all that "rationality" Western people take to be the highest form of thought, while endowing the Europeans, including the outsider-anthropologist, with the kind of mindless repetition of myth they have always despised – that is, as "native". Which is also to say that this self-proclaimed defense of "preliterate people who cannot speak for themselves" is imperialist hegemony masquerading as subaltern resistance. The ultimate victims, then are Hawaiian people. Western empirical good sense replaces their own view of things, leaving them with a fictional history and a pidgin ethnography» (p. 197).

L'ouvrage est organisé en deux parties. La première, formée de quatre chapitres, aborde la problématique générale de la controverse, à savoir une perspective transculturelle sur la rationalité et l'ordre culturel, à Hawaï comme ailleurs. Les deux premiers chapitres retracent la carrière de Cook comme personnification du dieu Lono, avant et après sa mort. On y trouve une synthèse des divers travaux publiés antérieurement par Sahlins sur le sujet, une place de choix étant réservée aux points ayant fait l'objet de critiques.

Le troisième chapitre discute l'interprétation de recharge proposée par Obeyesekere, notamment sous l'angle de ce que Sahlins considère comme la «pidgin anthropology» (et pseudo-histoire) de l'auteur visé, inspirée par l'apologie essentialiste

d'une «raison pratique» universelle; la notion «pidgin anthropology» ayant, selon Sahlins, «the quality of ad hoc fabrications based on a sort of generic primitivism, like Fenimore Cooper's Indians» (p. 62). Enfin, le quatrième chapitre décrit et analyse les concepts hawaïens de la rationalité, tout en replaçant l'apothéose de Cook dans un contexte géographique et historique plus large.

A ce traitement général des enjeux de la controverse s'ajoutent dix-sept annexes (auxquelles renvoient des indications en marge), visant à rectifier dans le détail la description qu'Obeyesekere a rendue de la culture et de l'histoire hawaïennes. Ces annexes sont conçues comme un texte parallèle à l'argumentation suivie dans les chapitres, et on gagne à les lire en rapport avec les passages auxquels elles se réfèrent.

Arrivé à l'épilogue, on est quelque peu essoufflé, et on se demande peut-être d'où Obeyesekere a tiré le courage d'écrire *The apotheosis of Captain Cook*. Une chose est certaine, Sahlins ne lui reconnaît aucune vertu, pas même dans l'intention: «Obeyesekere's main debating theme is a negative one [...] the object being to [...] cast doubts down on "outsider" scholars from the moral highlands of anti-imperialism. In the event, Obeyesekere repeatedly confuses the option of suggesting a "plausible alternative" with defiance of the documentary record» (p. 65).

How «natives» think fait le pont sur l'état de la documentation, tout en rappelant les aspects fondamentaux de l'anthropologie historique à la Sahlins, en particulier le rejet de la fausse alternative entre continuité et changement; car les deux vont toujours ensemble dans la dialectique de la pratique (p. 247). De toute évidence, les représentants de la nouvelle historiographie autochtone à Hawaï, formés à la fois à l'université

et auprès des autorités traditionnelles, ont su faire meilleur usage qu'Obeyesekere de l'œuvre de Sahlins, sans manquer toutefois de perspective critique⁴.

Isabelle Schulte-Tenckhoff

¹ Voir Steen Bergendorff, Ulla Hasager et Peter Henriques. 1988. «Mythopraxis and history: on the interpretation of the Makahiki». *Journal of the polynesian society* 97: 391-408; et Marshall Sahlins. 1989. «Captain Cook at Hawaii». *Journal of polynesian society* 98: 371-425.

² Cf. Jonathan Friedman. 1988. «No history is an island», et Marshall Sahlins. 1988. «Deserted islands of history: a reply to Jonathan Friedman», parus tous deux dans *Critique of Anthropology* 8: 7-39, 41-51.

³ Gananath Obeyesekere. 1992. *The apotheosis of Captain Cook. European myth-making in the Pacific*. Princeton: University Press.

⁴ Ainsi, pour étudier le *Mahele*, Lilikala Kame'eleiwa s'est inspirée de la notion de «structure of the conjuncture», élaborée par Sahlins au sujet des changements métaphoriques introduits par le mode d'interaction entre James Cook et diverses catégories d'Hawaïens. Voir Lilikala Kame'eleiwa. 1992. *Native land and foreign desires. Pehea la e pono ai?* Honolulu: Bishop Museum Press, p. 7-8.

SMITH Anthony D. 1995. *Nations and nationalism in a global era*. Cambridge: Polity press. 204 p. ISBN 0-7456-1018-8.

Seit der Veröffentlichung seines Buches *Theories of Nationalism* im Jahr 1971 befaßt sich Anthony D. Smith mit den verschiedensten Facetten nationalistischer Erscheinungen. In diesem letzten Werk geht Smith der Frage nach, welche Rolle dem Nationalismus im Zeitalter der transnationalen Weltökonomie und des globalisierten Kommunikationssystems zukommen wird. Wird er überleben, oder kann die aktuelle Revitalisierung ethnisch-nationaler Diskurse, Projekte und Gemeinschaftsbeziehungen als ephemeres Zeitgeistphänomen und daher als zukunftsloser Anachronismus betrachtet werden?

Anthony Smith geht von der Annahme aus, daß die Nationalismusforschung eine ganze Reihe von «Gemeinplätzen» erzeugt hat, die für gravierende Fehldeutungen verantwortlich sind. Die ersten vier Kapitel des Buches setzen sich gerade mit den wichtigsten dieser von der Wissenschaft produzierten «Vorurteilen» auseinander.

Zu Beginn kritisiert der Autor diejenigen Historiker und Sozialwissenschaftler, die den Nationalismus als eine einzigartige und unwiederholbare Phase der europäischen Gesellschaftsentwicklung verstehen. Smith weigert sich anzunehmen, daß nationalistische Bestrebungen, wie beispielsweise von Hobsbawm betont wird, ausschließlich eine «funktionale» Rolle innehatten, die mit der spezifischen Ausbreitung des europäischen Kapitalismus zwischen 1800 und 1940 zusammen-

hängen. Die Thesen Hobsbawms, die letztendlich die Entstehung einer «cosmopolitan culture» prophezeien und postulieren, lassen sich laut Smith in keinster Weise belegen, denn der aktuelle ethnische «Differentialismus» blüht, obwohl er im Hinblick auf die aktuell vorherrschende Wirtschaftsweise keine «Funktionalität» besitzt.

Ebenso kritisch ist der Autor gegenüber den rein «konstruktivistischen» Ansätzen, die den Nationalismus als bloße «Erfundung» moderner und zeitgenössischer Intellektueller und Politiker verstehen. Für ihn lassen sich auch diese Theorien, die zugleich ausschließlich die strategische und situationsbedingte Nutzung ethnisch-nationaler «Züge» zur Ab- und Ausgrenzung von Gruppen und Gemeinschaften thematisieren, kaum aufrechterhalten, denn nationalistische «Gefühle», obgleich noch nicht ideologisch artikuliert, lassen sich bis ins 15. und 16. Jahrhundert zurückverfolgen.

In der Folge diskutiert Smith die Voraussetzungen für das jetzige Aufflackern ethno-nationalistischer Bewegungen. Wenn man schon von «Wiederbelebung» spricht, so argumentiert der Autor, dann kann man auch die Existenz eines in der Vergangenheit verwurzelten «ethnisch-nationalen Substrates» bei der betroffenen Bevölkerung nicht verleugnen. Die Vorstellung, der heutige Nationalismus sei aus einer historischen «tabula rasa» entstanden, ist laut Smith unhaltbar. Im Mittelteil des Buches wird immer wieder betont, daß das «Ethnische» in der Regel bereits vor dem «Staatlichen» vorhanden ist. So konstruieren Nationen den Nationalismus und den Nationalstaat und nicht umgekehrt, wie von Gellner vermutet wurde.

Wenn aber diese Feststellung stimmt, dann ist es nach Meinung des Autors unpassend von einer –

von Wissenschaftlern immer wieder betonten – Krise des Nationalstaates zu sprechen. Smith versucht dagegen, die erstaunliche Vitalität dieser politischen Institution zu beweisen. Im folgenden Zitat läßt sich die Quintessenz seiner Argumentationsweise und zugleich das Leitmotiv des ganzen Buches zusammenfassen: «as long as states protect and fashion national identities while drawing culture-community at their core, so long will national states remain the prime political actors in the modern world, and so long will the peoples of our planet place their loyalty and trust in the sovereign, territorially finite, national state» (115).

Die Vitalität des Nationalstaates steht aber auch in Zusammenhang mit der faktischen Schwäche supranationaler Organisationen wie etwa der Europäischen Union oder der UNO, die kaum in der Lage sind, neue Formen der Legitimität und kohäsionsfördernde Gefühle der Loyalität zu erwecken. Supra-nationale Organisationen waren bisher unfähig, einen kohärenten Geschichtsrahmen zu schaffen und «prägnante» Symbole zu entwerfen. Man braucht hier nur an die Europäische Union mit ihrer nichtssagenden Flagge und der mühsamen Diskussion um den «Euro», der blasse gemeinsame Währung zu denken. Obwohl Smith es nicht ganz deutlich sagt, wird ziemlich deutlich, daß die Vitalität des Nationalstaates eher auf der Schwäche der Alternativmodelle als auf seiner eigenen Stärke beruht. Bis zu diesem Punkt bin ich mit den Argumenten von Smith trotz einiger Einwände einverstanden, vor allem weil seine Kritik der festgefahrenen Gemeinplätze sehr wertvoll ist. Was mir viel problematischer erscheint, sind dagegen die Schlußfolgerungen im letzten Kapitel, das den aufschlußreichen

Titel «In Defence of the Nation» trägt. Dort behauptet Smith wortwörtlich, daß «Nation» und «Nationalismus» die einzige realistische Basis für eine freie Staatengemeinschaft in der modernen Welt darstellt.

Dabei unterstreicht der Autor mit Nachdruck, daß Nationalismus politisch notwendig, nationale Identität gesellschaftlich funktional und Nation historisch verankert ist. Gleichzeitig werden die Mängel und Gefahren ethno-nationalistischer Ideologien wie etwa deren gedankliche Inkongruenz, der latente bzw. offene Fanatismus und der diskriminierende Differentialismus systematisch heruntergespielt oder gar vertuscht. Das Paradebeispiel dafür ist der Hinweis auf Masaryk, die Vaterfigur und den langjährigen Präsidenten der Tschechoslowakei zwischen den zwei Weltkriegen, der als ein gemäßigter und demokratischer Politiker präsentiert wird. Smith übersieht aber, daß hinter dieser moderaten Haltung ein Staat stand, der als unerbittliche «demokratische Ethnokratie» bezeichnet werden kann, da er ständig die vom Völkerbund garantierten Minderheitenschutzverträge brach und auch nicht vor der Expulsion bzw. Zwangsassimilation der nicht-slavischen Bevölkerungsteile (Ungarn, Ruthenen und Deutschen) zurückschreckte.

Man kann sich also des Eindrucks nicht erwehren, daß der Autor hier den «Gemeinplatz» des unabwendbaren Nationalstaates aufrechterhält, der vermutlich noch gefährlicher ist als diejenigen, die Smith in den Anfangskapiteln kritisiert. Es fehlt in diesem Zusammenhang die sozio-anthropologische Phantasie, eine anationale Alternative aufzuzeigen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß die Zukunft der Menschheit dazu verdammt sein

soll, lediglich im engen Rahmen von Nationalstaaten und Nationen zu leben. Wäre dies der Fall, dann stünden wir vor einem spezifischen «Ende der Geschichte». Wir wissen aber, daß eine solche nur eine Fiktion sein kann: Die «Verteidigung der Nation» von Anthony Smith entpuppt sich somit als eine zwar wissenschaftlich anspruchsvolle, jedoch mißratene «Teleologie».

Christian Giordano

ZUKIN Sharon. 1995. *The cultures of cities*. Cambridge, MA: Oxford, Blackwell. 322 p. ISBN 1-557-86436-5.

Nombre de recherches urbaines anglo-saxonnes, tant en sociologie qu'en géographie, se placent actuellement sur le pôle des analyses culturelles. Elles se penchent sur la lecture du paysage urbain en le considérant comme un produit à la fois culturel et social¹ et non comme une pure production économique.

La sociologue new-yorkaise Sharon Zukin s'inscrit dans cette tendance. Elle vient de produire un petit livre (pas par son nombre de pages, mais en raison du ton urgent qui est adopté et de son aspect un peu brouillé et un peu mal défini): *The cultures of cities*, dans lequel elle prolonge les travaux entrepris dans *Landscapes of power: from Detroit to Disney World*². En quelques mots, son projet général pourrait se formuler de la manière suivante: produire une interprétation plus matérialiste des stratégies culturelles et une compréhension plus culturelle des changements économiques qui ont la ville comme cadre, et plus particulièrement New York où elle enseigne.

Afin d'échapper à une certaine forme de déterminisme économique, elle fonde son approche sur un pré-supposé culturaliste que l'on trouve en partie déjà formulé chez l'historien culturel J.-C. Agnew³ dont elle semble s'inspirer. L'argument défendu pose que, dans une culture de marché – l'un des principaux modes d'organisation de la société contemporaine –, toute activité économique est également une activité culturelle et toute activité culturelle se trouve largement imbriquée dans l'économique.

Le point de départ empirique du travail de Zukin repose sur le constat, pas très nouveau mais assez communément accepté et validé, selon lequel toute la société nord-américaine (cette tendance pouvant être généralisée au moins à l'ensemble des états du monde occidental) n'est plus organisée autour de la production de biens manufacturés, mais de plus en plus autour de la production et de la consommation de biens plus abstraits, issus des domaines du tertiaire, comme ceux des services, de la haute technologie, de l'information, des secteurs créatifs, du tourisme et du loisir. Au début des années 90, les emplois aux Etats-Unis dans le domaine «récréation et amusement» ont par exemple augmenté légèrement plus que ceux générés par le secteur de la santé. Ils ont également progressé six fois plus que ceux créés par l'industrie automobile (p. 8).

Les villes, et tout particulièrement leur centre, sont les lieux privilégiés où s'observe ce déplacement. L'économie des grandes villes nord-américaines est ainsi toujours plus organisée autour d'une production que Zukin qualifie de symbolique; on y enregistre en effet une forte croissance dans le domaine culturel ou relié de manière plus ou moins directe à l'industrie culturelle: restaurants, notamment ethniques, musées, shopping ou tourisme. Dans toute la société nord-américaine, de New York à Orlando en passant par Los Angeles, la croissance économique est conçue comme un processus de consommation collective et de loisir qui se manifeste par la construction de plus en plus massive de musées, de théâtres, de stades de sport, de centres de congrès, de fronts de mer conviviaux et esthétiques, et de centres commerciaux, vendus comme les nouveaux espaces publics des centres villes.

Constat pas très neuf, la culture fait vendre. La grande nouveauté de ce processus consiste selon Zukin dans la prise en compte de la culture avant tout comme force économique. La culture devient alors un système de création de symboles mettant en forme la production; ainsi toute activité économique repose sur diverses stratégies culturelles. L'art, les espaces urbains, les bâtiments, les villes, deviennent non plus des patrimoines à préserver dans un projet de conservation ou de construction d'une mémoire collective, mais un «capital culturel» à faire fructifier⁴. Cette production continue de l'économie symbolique par les grandes compagnies privées – Sony, Disney et Coca Cola pour ne citer que les plus puissantes – tend à construire la composante symbolique dominante du monde social et urbain actuel.

Même si de nombreuses lectures intellectuelles actuelles tendent à voir dans ces espaces commerciaux ou semi-commerciaux les supports d'un véritable espace public, générant des rituels urbains, des pratiques carnavalesques, voire même des transgressions liminaires, on peut rejoindre Zukin quand elle dénonce la construction d'une culture publique urbaine de plus en plus générée par les intérêts privés et par les règles de privatisation et de globalisation⁵.

Toutefois, malgré ou à cause de son projet de prise en compte de la dimension économique imbriquée à la dimension culturelle, Zukin se trouve piégée dans un courant culturaliste qui tend à remplacer la notion de capital, en usage dans les années 70, par l'absorption peu circonspecte de la notion de culture. Elle recourt en effet, sans la problématiser, à la notion plurielle et omni-présente de «cultures» (celles qui composent la ville) se référant en vrac à la haute culture (celle des élites ou des clas-

ses moyennes qui fréquentent les musées et les restaurants ethniques), à la culture populaire (la distinction entre culture des élites et culture populaire n'étant du reste pas facile à élaborer), à l'industrie culturelle et à l'industrie touristique comme moment de l'industrie de la culture de masse. Elle ne mentionne les différences culturelles que lorsqu'elle traite, dans certains passages, des restaurants ethniques et de la main d'œuvre immigrée qui y travaille. Enfin, elle parle, de manière nettement plus ambiguë, essayant par là de tout faire entrer de force dans la notion de culture, d'une «culture du marketing» (p. 77) ou d'une «culture de la privatisation» (p. 44) qui représenterait le trait commun ou unificateur de certains groupes de professionnels ou des élites produisant les espaces urbains. A juste titre, il ne semble plus légitime de regrouper l'ensemble des pratiques sociales et culturelles sous la même notion de culture dominante ou culture du marché, prise comme position hégémonique. Indéniablement, les cultures urbaines incluent des ethnicités, des styles de vie et des pratiques complexes et hétérogènes.

Dans un dernier mouvement, derrière cette diversité constatée, Zukin appelle de ses vœux une véritable culture publique collective et réunificatrice, qui dépasserait le seul universalisme de fait, et vide de sens, que représente le marché. Le lecteur, déjà troublé par le flou délibéré qui entoure la notion de culture, reste malheureusement sur sa faim quand il s'agit de voir comment ce projet pourrait être réalisé. Peut-être Zukin a-t-elle oublié une seule chose, piégée qu'elle est dans une vision culturaliste, plurielle certes mais statique: la ville demeure un territoire toujours contesté et ouvert aux résistances créatrices de nouvelles pratiques. C'est cet horizon permanent de né-

gociations et de conquêtes qui permet aux diversités culturelles et sociales de remettre en question la ou les cultures dominantes, de produire une nouvelle «culture publique globale» dynamique qui donne les moyens de traverser ces mondes culturels parfois étanches.

Ceci dit, les pistes ouvertes par Zukin, qui tente d'aborder l'espace urbain au travers de la production de ses espaces matériels et de l'interaction des acteurs dans des espaces pas aussi imperméables que certaines analyses en anthropologie urbaine semblent parfois le montrer, constituent une intéressante source d'inspiration pour porter un regard renouvelé sur la ville et sur les gens qui y vivent et la construisent.

Claudia Dubuis

¹ Voir par exemple Ducan J. et Ley D. (eds). 1993. *Place/culture/representation*. London: Routledge.

² Zukin S. 1991. *Landscape of power: from Detroit to Disney World*. Berkeley: University of California press.

³ Agnew J.-C. 1986. *Worlds apart. The market and the theater in Anglo-American thought, 1550-1750*. Cambridge: Cambridge University press.

⁴ Kearn G. et Philo C. (eds). 1993. *Selling places. The city as cultural capital, past and present*. Oxford: Pergamon press.
Cette notion de *cultural capital*, que Zukin utilise elle aussi, peut prêter à confusion dans la mesure où elle renvoie parfois à Bourdieu. Mais elle est souvent transformée et utilisée dans une perspective plus matérialiste, l'accent étant mis sur le capital matériel, sur l'argent, sur l'acquisition d'objets comme signes d'une appartenance à un milieu social ou d'une ascension sociale, et non pas sur l'acquisition de compétences plus impalpables comme le goût ou certains savoir-faire culturels.

⁵ Voir par exemple Harvey D. 1990. *The condition of postmodernity*. Cambridge, MA: Blackwell.

Film- und Videobesprechungen:
VON TOULAMBI BIS CHASTIE

Umfangreich und vielfältig sind die Neuanschaffungen, mit denen die Sammlung «Bewegte Bilder» des Archivs für Visuelle Anthropologie am Völkerkundemuseum der Universität Zürich im Verlauf des letzten Jahres erweitert worden ist. Seit ihrer Eröffnung im Februar 1995 nahm der Bestand von 750 auf 1150 Titel zu. Viele der angekauften oder ab Fernsehen aufgezeichneten Werke aus dem Umfeld des ethnographischen Films wurden jedoch vor 1995 realisiert und bleiben an dieser Stelle ausgeblendet. Als Beispiele für die Sammeltätigkeit sollen die Neuerscheinungen *Toulambi* (Kanada, 1995, 49'), *Moeder Dao, de Schildpadgelijke* des Niederländers Vincent Monnikendam. Aus über 200 Dokumentararbeiten, die holländische Kameramänner in den Jahren 1912-1933 in Niederländisch-Indien aufgenommen hatten, komponierte er ein aussergewöhnlich subtil gestaltetes Kaleidoskop des kolonialen Selbstverständnisses. Bemerkenswert an diesem aus Archiven geschöpften Film ist nicht nur die Auswahl und Montage der Bilder, sondern auch die Tonspur. Anstelle einer direkten Kommentierung verleihen alte javanische und neue indonesische Gedichte den Einheimischen eine Stimme. Und bei der Nachvertonung näherte sich der Komponist Jan-Dries Groenendijk so feinfühlig den natürlichen Geräuschen – die eigentlich zu hören wären, hätte es damals schon die Tontechnik gegeben –, dass Bild und Klang zu einem «tonalen Gemälde» verschmelzen.

Toulambi, ein am Schweizer Fernsehen ausgestrahlter Expeditionsbericht des belgischen Regisseurs und Umweltschützers Jean-Pierre Dutilleux, erzählt von der Begegnung mit den Toulambi, einem Stamm in Papua Neuguinea. Dieser Stamm habe, heißt es, bis zum Auftauchen des Filmteams noch nie mit Weissen Kontakt gehabt. Ob dies allerdings den Tatsachen entspricht, ist zu bezweifeln. Denn die eigentliche Schlüsselsequenz des Films, die physische Begegnung zwischen Vertretern der beiden Kulturen, wurde in einer Art und Weise gefilmt, montiert, kommentiert – «Es ist genau 13.48, als Dutilleux die Toulambi zum ersten Mal sieht [...]» – und mit sphärischer Musik unterlegt, dass weniger der Eindruck einer akku-

rateten Dokumentierung, eher der einer (Nach-)Inszenierung entsteht. Offen bleibt jedoch, ob diese Wirkung beabsichtigt war oder blosse einer Kombination von Abenteuerlust, Selbstüberschätzung und Naivität des Filmemachers zuzuschreiben ist. Warum aber fand *Toulambi* Eingang in die Sammlung «Bewegte Bilder»? Als Negativbeispiel und kontrastierende Ergänzung zu überzeugenden Filmen wie *First Contact* von Bob Connolly und Robin Anderson (Australien, 1982).

Ganz anders verhält es sich mit *Moeder Dao, de Schildpadgelijke* des Niederländers Vincent Monnikendam. Aus über 200 Dokumentararbeiten, die holländische Kameramänner in den Jahren 1912-1933 in Niederländisch-Indien aufgenommen hatten, komponierte er ein aussergewöhnlich subtil gestaltetes Kaleidoskop des kolonialen Selbstverständnisses. Bemerkenswert an diesem aus Archiven geschöpften Film ist nicht nur die Auswahl und Montage der Bilder, sondern auch die Tonspur. Anstelle einer direkten Kommentierung verleihen alte javanische und neue indonesische Gedichte den Einheimischen eine Stimme. Und bei der Nachvertonung näherte sich der Komponist Jan-Dries Groenendijk so feinfühlig den natürlichen Geräuschen – die eigentlich zu hören wären, hätte es damals schon die Tontechnik gegeben –, dass Bild und Klang zu einem «tonalen Gemälde» verschmelzen.

Wiederum eine andere Qualität weist *Death by Design* von Peter Friedman (Filmemacher) und Jean-François Brunet (Naturwissenschaftler) auf. Der Film handelt vom programmierten Zelltod. Ein Thema, könnte man meinen, das sich bestenfalls für einen trockenen, wissenschaftlichen Film eignet – präzise und wortlastig –, das Laien aber kaum anzusprechen vermag. Doch

die beiden Autoren verbleiben nicht im Mikrokosmos einer für das blosse Auge unsichtbaren Welt, sondern ziehen auf spielerische Art die Register der Filmkunst. Szenen aus Spielfilmen werden ebenso einbezogen wie Ausschnitte aus Filmwochen schauen und anderen Archivaufnahmen. Dergestalt «werden die Zellen mit konkreten Alltagssituat ionen in Verbindung gebracht, welche die Autoren jedoch nie didaktisch erklären, sondern mit einer theatralischen Dimension unserer Fantasie konfrontieren» (J. Perret).

«Life is a big piece of shit!» heisst es im Film *Blagodat* (Glückseligkeit) des russischen Filmemachers Vitaly Mansky. Na und? Das Leben will dennoch gelebt sein. Diese illusionslose Grundhaltung zeichnet die verbliebenen Menschen in einem fernab gelegenen russischen Kaff aus. Als wäre die Zeit zu Beginn des Jahrhunderts stehengeblieben, leben die mit einer Ausnahme sehr alten Menschen in äusserst einfachen Verhältnissen. *Blagodat* zeichnet ein Porträt dieser aussterbenden Dorfgemeinschaft, die keine zwanzig Menschen mehr zählt. Eine Ruine, ein Gehender im Nebel, Pferde, rauschende Bäume, die Nacht durchzuckende Blitze: solche Stimmungsbilder prägen dem Film einen Zug ins Unwirkliche ein – ohne freilich die Wirklichkeit zu verlassen. Graphisch subtil komponierte Bilder, lange, häufig statische Einstellungen, ein trager Erzählfluss und eine raffinierte Verschränkung von Bild- und Ton ebene verleihen dem Film eine grosse formale Qualität. Mit solchem Gestaltungswillen aber bewegt sich *Blagodat* im Grenzbereich des herkömmlichen Dokumentarfilms und reflektiert so die Frage nach der Darstellbarkeit von materieller Armut. Vitaly Mansky suchte das Problem zu lösen, indem er stets eine beobachtende Distanz bewahrt und

indem er weder die Subjektivität seines Kameraauges noch sein ästhetisches Interesse verleugnet.

Ebenfalls in die Einsamkeit einer Landschaft führt uns Sergey Dvortsevoy mit seinem Erstlingsfilm *Chastie* (Paradies). In der unendlichen Weite der Steppe Kasachstans verbrachte er über vier Monate bei Schafhirten, verbrauchte vier Kameramänner und schuf aus der Fülle der Aufnahmen einen Kurzfilm, der in seiner Schlichtheit besticht. In sehr langen Einstellungen, die einem konzentrierten, geduldigen Schauen entsprechen, gelingt es ihm, die Schönheiten und die Überraschungen des Alltags in der Steppe festzuhalten. Unter freiem Himmel bäckt eine Frau Brot, ein kleines Kind sitzt auf dem Hausboden und isst Brei aus einem Teller, schlabbert und schlält schliesslich ein, beim Trinken verfängt sich ein Kalb in einer Milchkanne. So reiht sich Episode an Episode. *Chastie* verfällt keinem platten Realismus, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern bleibt trotz der Dichte des Augenblicks immer fragmentarisch. Ebenso wie Sergey Dvortsevoy die Bilder selber sprechen lässt, verzichtet er auf jeglichen verbalen Kommentar und überlässt den Tonraum den Originalgeräuschen, zu denen sich manchmal die Stimmen der wortkargen Menschen gesellen. Aus dieser kongenialen Verschränkung von Bild und Ton gelingt es ihm, ein ethnographisches Gedicht zu schaffen.

Majan Garlinski

WENDL Tobias / Forschungsgruppe Visuelle Anthropologie, Institut für Völkerkunde, Universität München. 1995. *Afrikanische Reklamekunst*. Video VHS. 23 Minuten.

Tobias Wendl präsentiert im vorliegenden Video handgemalte Reklametafeln aus Accra, Kumasi, Lomé und Ouagadougou. Er organisiert das Material in vier Abschnitte:

- Reklame der Handwerker und Händler
- Reklame der Bars und Nachtclubs
- Reklame der Heiler und Priester
- Reklame der Image-Macher (Frisöre, Schneider, Fotografen)

Wendl setzt mit einer verknüpften Etymologie ein: Die «Kunst der Reklame, eigentlich Kunst des Zurückschreibens, aber auch der Verführung, ist in Afrika so alt wie das Leben in den Städten.» Anders als in der modernen, kunden- und produktorientierten Werbung, steht in den präsentierten Bildern der Produzent selbst im Mittelpunkt. Viele der anzusprechenden Kunden können nicht lesen, oft sprechen sie überdies verschiedene Sprachen. Die Entwicklung einer einfachen Bildsprache ist deshalb von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Anbieter ist zugleich sein eigener Werbeberater und Gestalter, wobei die Schöpfer der dargestellten Bildtafeln ihre Werke meist anonym stehen lassen. Die individuelle Urheberschaft spielt in der afrikanischen Reklamekunst keine Rolle. Ins Bild aufgenommene Namen und Kontaktadressen dienen lediglich dazu, auch Kunden zu werben, die solche Schilder bestellen möchten.

Zunächst fasziniert das Thema des kurzen Videofilms. Alle, die

sich einmal in Afrika waren, kennen sie: die bunten Reklameschilder, welche für die Kunstfertigkeit eines Frisörs, Schneiders, Elektrikers oder auch Heilers werben. Wendl schärft den Blick für die Differenz, das Spezifische dieser Bilder. Der Produzent steht im Mittelpunkt. Doch was bedeutet das nun? Ist es als Hinweis auf erhöhte Rationalität zu deuten? Darüber lässt uns der Film leider im Unklaren – so wie überhaupt in vielerlei Richtung Interessen geweckt und Fragen angeregt werden, auf die keine Antworten erfolgen. Dies mag daran liegen, dass die Reklametafeln aus ihrem sozialen Kontext herausgerissen betrachtet werden. Ist dies das bewusst gewählte Konzept? Die Tatsache, dass während des ganzen Films kein bewegtes Bild erscheint, sondern bloss mit der Kamera auf Fotos «herumgefahrene» wird, lässt vielmehr den Verdacht zur Gewissheit werden, dass hier mit bestehendem Fotomaterial posthoc beschlossen wurde, ein Video zu drehen. Die Möglichkeiten des Mediums werden dabei kaum ausgeschöpft. Das ist schade, denn das Motiv der Reklametafeln hätte zu mancherlei Gedanken und Spekulationen Anlass geben können. Und gerade in der Werbung, wo ja ganz klar ein Produzent und ein Rezipient der Botschaft auszumachen sind, muss befremden, dass die Botschaft aus dem sozialen Kontext gerissen und als Kunstwerk freigestellt wird. Leider wird dieses Vorgehen auch nicht durch eine theoretische Einbettung des Gegenstandes, wie sie etwa die visuelle Semiotik Martin Krampens anbietet, legitimiert.

So bleibt der Film ein Zwitter und entzieht sich gängigen Filmgenres wie etwa denjenigen des «wissenschaftlichen Films» oder der «Reportage».

Viele Fragen werden aber schon gar nicht gestellt, beispielsweise:

Warum überhaupt Reklamekunst? Im Film wird erwähnt, die Malenden würden keinen Anspruch erheben auf individuelle Urheberschaft. Die Frage, ob Werbung Kunst ist, hat hierzulande seit Kurt Schwitters und Michael Schirner eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Weshalb sollte denn nun afrikanische Werbung zum vornherein als Kunst gelten? Das Thema erscheint durch das vorliegende Video noch nicht erschlossen. Je mehr das Thema an Faszination gewinnt, desto mehr irritiert Wendls statische Dokumentationsweise. Der Kameramann arbeitet regungslos – wohl um den Eindruck der Objektivität zu erwecken. Aber fremdkulturelle Kunst (Volkskunst? Kunsthandwerk? Kitsch?) verstehen heisst notwendigerweise, sie in ihren Beziehungen zu sozialen, historischen, wirtschaftlichen Kontexten zu erkennen. Es kann hier nur darum gehen, einzelne mögliche Leitgedanken eines solchermassen verantworteten, weit über Wendls Video hinausführenden Projekts aufzuzeigen:

Es gibt meines Wissens keine autochthon-westafrikanische Malerei-Tradition. Malerei geht insgesamt auf koloniale (europäische) oder nordafrikanische Inspiration zurück und erscheint dadurch schon in einen kommerziellen Kontext eingrückt. Malerei ist – verglichen etwa mit Holzplastik oder Bronzeguss – für westafrikanische Kunstschaffende jedenfalls Kunst in einem neuen Sinne, nach neuen Begriffen. Die Wahl des alltäglichen, kommerziellen Motivs bringt primär die Befreiung des Mediums bzw. des Kunstschaffenden von traditionellen Bindungen zum Ausdruck. Wie mir jedes Bild am Monitor aus medien-spezifischen Gründen modern erscheint, so verstehen viele westafrikanische Künstler das Medium Malerei per se als zeitgemäß und

marktorientiert, als Kunstgattung der Moderne, der Weissen, der Stadt. Diese Position findet ihre Vorläufer in den Meistern der sowjetischen Werbung der zwanziger Jahre, in Majakowski allen voran. Wie dieser durch Plakatkunst die Syntax revolutionieren und die Semantik erneuern wollte, so entwindet sich der westafrikanische Plakatmaler der Syntax einer Kultur, die sich als Tanz und Rhythmus in wesentlichen Teilen dem Körper einschreibt. Dass dieser im Medienwechsel neu objektivierte, stillgelegte, festgehaltene Körper das bevorzugte Motiv der Plakatkunst abgibt, kann nicht erstaunen.

Der strategische Werbecharakter tritt vielfach zurück gegenüber dekorativen Anliegen. Auf den Schildern steht nicht unbedingt zu lesen, worauf es den Kunden ankommt. Vielmehr entfaltet sich in ihnen der Produzent, der Werbende selbst. Ist Kunst dieser Art Werbung? Es ist jedenfalls Kunst am Übergang. Die dokumentierten Reklametafeln sind Spuren einer kunstgeschichtlichen Bewegung, wie sie sich in den USA und Europa ähnlich durch Pop Art vollzog: die Anwendung hochkulturneller Techniken (z.B. der bildenden Künste) auf massenkultureller Ebene:

«Ich öffne den Reißverschluss von Mick Jagger ein bisschen mehr. Ich sehe Andy Warhols Namenszug auf dem Slip. Ich denke, der gute alte Andy fand auch langsam Gefallen daran, keine Kunst zu machen. Früher hat er noch die Werbung genommen und seine Kunst daraus gemacht, hat die Campbell-Suppen-dosen abgemalt und gerahmt. Jetzt benutzt er seine Kunst dazu, Werbung zu machen» (Schirner 1988: 17).

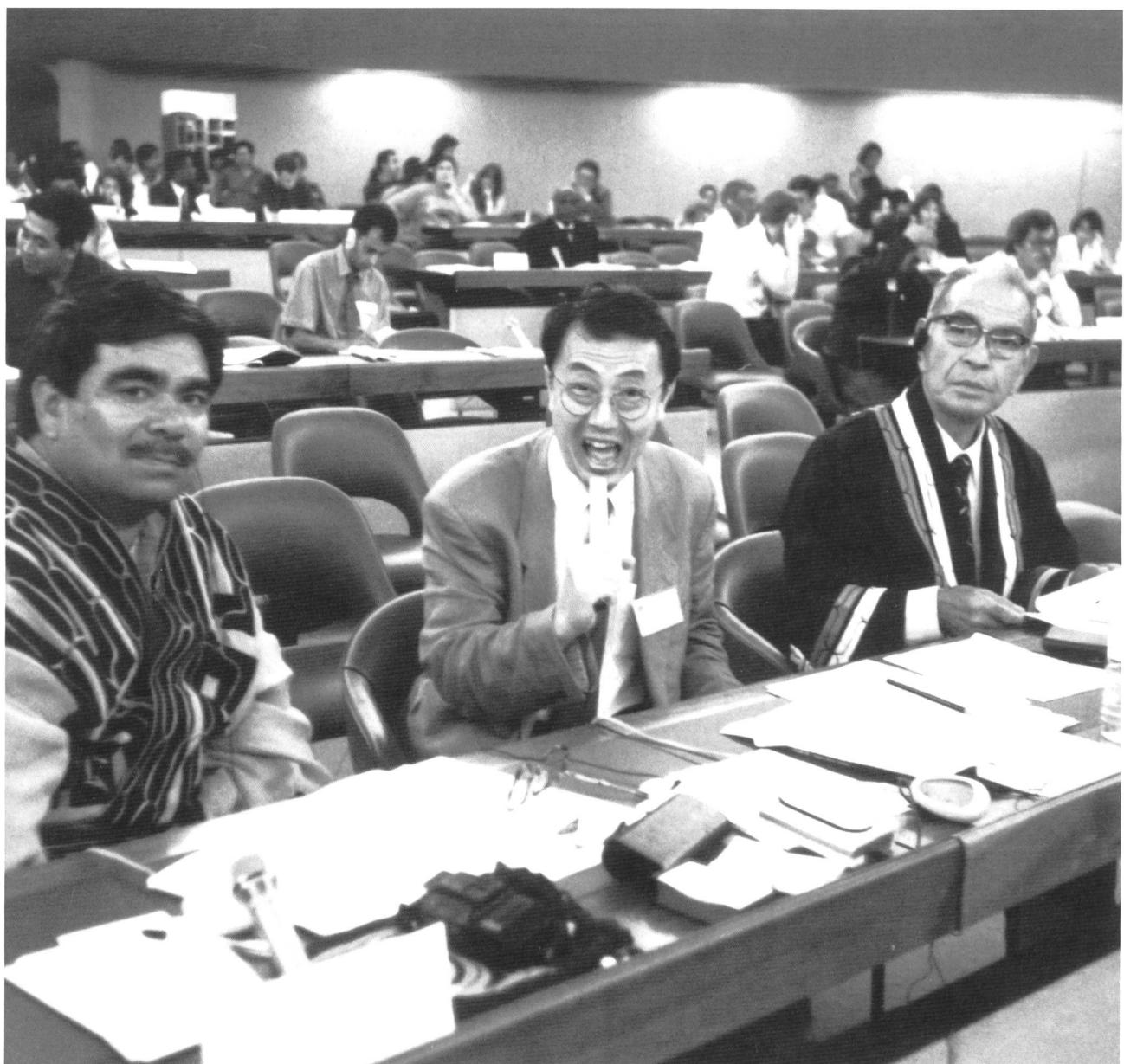
Werbung erscheint als Funktion, die Kunst erfüllen kann oder nicht. Und Kunst erscheint umgekehrt als ästhetische Werbemethode, die rich-

tig (wirksam) sein kann oder nicht.

Wie früher vielleicht Religion den letztlich immer zwingenden Kontext des Werks abgab, so heute der Markt. Nicht nur in Westafrika, sondern auch in Europa hat die Kommerzialisierung der Welt Künstler inspiriert und Kunst verwandelt. Kurt Schwitters nannte seine Assemblagen «Merz» und weitete den Neologismus bald auf sein gesamtes Werk, sein neues Genre, ja, auf sich selber aus. Die Inspiration zur Wortschöpfung kam Schwitters in seiner Werbeagentur, bei der Abwicklung eines Auftrags für die Kommerz- und Privatbank.

Fazit: Werbung und Kunst ist ein feinverästeltes Thema, das schlecht aufs Cover einer Videoproduktion passt, die sich mit Interpretationen zurückhält, um den Anschein der Objektivität zu erwecken.

Jürg von Ins-Reich



*Groupe de travail de la Sous-commission
des droits de l'homme sur les peuples
autochtones (ONU, juillet 1994):
de gauche à droite, Aku Sawai (Aïnou),
Toshi Aiuchi (Japon), Giichi Nomura
(Aïnou)*

Photo: Philippe Dallais

TSANTSA 2.1997
DOSSIER: Peuples autochtones

TSANTSA 1. 1996